



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3.50 M. Mit Postaufschlag 3.75 M.
Verleger: Ernst Schäfer in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“ Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). —
Widmung: „Zur Zeit“ Gedicht von Johannes Trojan. — Anna Ritter.
— Friedrich Franz Schütz. — Ritzer Prellin o. Gaudy. — Das W.
— Grüniger. — „Lustspiel auf dem Meere.“ Von Paul o. Schön-
tham. — „Momentbilder aus Benarés.“ Von Dr. Karl Herz

(Todten). — Sprüche. Von H. Eiler. — „Eine Ränkerfahrt
nach Galballe.“ humoristischer Gesangs von Karl Götberg (Fort-
setzung). — „Ein bürgerlicher Hausbalt in Paris.“ Von Eugen
v. Jagen. — „In unsern Wäldern.“ — Schab. — Völkner. — „Fried-
marke.“ — Handkästchen-Vertheilung.

Abbildungen: T. Crentacoff: Ophelia. — Wilhelm Gaus:
Der Regenschirm. — Franz Ritzschke: Gaudy. — Julius Jacob:
Ein Schloßberger Uhr in Venedig. — Renard Kiesel: Ophelia. — Otto
Kaufmann: „Zur Zeit.“ — Dr. H. Herz: Momentbilder aus Benarés.
— Max Zeit und Leben: Die Wälder von Benarés d. d. D.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

III.

Engelke schlug unten im Thur zweimal an einen
alten, als Launiam fungierenden Schild, der an einem

der zwei vorspringenden und die ganze Treppe tra-
genden Pfeiler hing. Eben diese zwei Pfeiler bildeten
den auch mit dem Korb und der in Front des-
selben angebrachten Kokoko-Uhr einen zum Garten-
salon, diesem Hauptzimmer des Erdgeschosses, führen-
den ziemlich pittoresken Portikus, von dem ein auf
Besuch anwesender hauptstädtischer Architekt mal

gefragt hatte: sämtliche Bauformen von Schloß Stech-
lin würden durch diesen verdrängen, aber materiellen
Erfolg wieder gut gemacht.

Die Uhr mit dem Hippenmann schlug gerade
sieben, als Rex und Gato die Treppe herunter
kamen und, eine Bewegung machend, auf den von
berufener Seite so günstig beurteilten sonderbaren



Ophelia. Modelliert von D. Crentacoff.

Vorbau zuenernten. Als die Freunde diesen passierten, sahen sie — die Thürflügel waren bereits geöffnet — in aller Bequemlichkeit in den Salon hinein und nahmen hier wahr, daß etliche, ihnen zu Ehren geladene Gäste bereits erschienen waren. Dubslav, in dunkeln Leberrock und die Bändchenrosette sowohl des preussischen wie des wendischen Kronenordens im Stopploch, ging den Eintretenden entgegen, begrüßte sie nochmals mit der ihm eignen Herzlichkeit, und beide Herren gleich danach in den Kreis der schon Versammelten einführend, sagte er: „Bitte die Herrschaften miteinander bekannt machen zu dürfen: Herr und Frau von Gumbertmann auf Siebenmühl, Pastor Lorenzen, Oberförster Stagler,“ und dann, nach links sich wendend, „Ministerialassessor von Mer, Hauptmann von Gzako vom Regiment Alexander.“ Man verneigte sich gegenseitig, worauf Dubslav zwischen Mer und Pastor Lorenzen, Wolde- mar aber, als Adlatus seines Vaters, zwischen Gzako und Stagler eine Verbindung herzustellen suchte, was auch ohne weiteres gelang, weil es hießen und drüben weder an gesellschaftlicher Gewandtheit noch an gutem Willen gebrach. Nur konnte Mer nicht umhin, die Siebenmühlener etwas eindringlich zu mustern, trotzdem Herr von Gumbertmann in froh und weicher Rede, Frau von Gumbertmann aber in geklammertem Atlas und mit Marabufächer erschienen war, — er augenscheinlich Barvenna, sie Berlinerin aus einem nordöstlichen Vorstadtgebiete.

Mer sah das alles. Er kam aber nicht in die Lage, sich lange damit zu beschäftigen, weil Dubslav eben jetzt den Arm der Frau von Gumbertmann nahm und dadurch das Zeichen zum Aufbruch zu der im Nebenzimmer gedeckten Tafel gab. Alle folgten paarweise, wie sie sich vorher zusammengefunden, kamen aber durch die von seitens Dubslavs schon vorher festgelegte Tafelordnung wieder auseinander. Die beiden Stechlin, Vater und Sohn, plazierten sich an den beiden Schmalseiten einander gegenüber, während zur Rechten und Linken von Dubslav Herr und Frau von Gumbertmann, rechts und links von Wolde mar aber Mer und Lorenzen saßen. Die Mittelstühle hatten Stagler und Gzako inne. Neben einem großen alten Eichenbüffel, ganz in Nähe der Thür, standen Engelle und Martin, Engelle in seiner handfarbenen Livree mit den großen Knöpfen, Martin, dem nur oblag, mit der stäbe Verbindung zu halten, einfach in schwarzem Rod und Stulpschleier.

Der alte Dubslav war in bester Laune, stieß gleich nach den ersten Kösteln Suppe mit Frau von Gumbertmann vertraulich an, dankte ihr für ihr Erscheinen und entschuldigte sich wegen der späten Einladung: „Aber erst um zwölf kam Wolde mar's Telegramm. Es ist das mit dem Telegraphieren solche Sache, manches wird besser, aber manches wird auch schlechter, und die feinere Sitte leidet nun schon ganz gewiß. Schon die Form, die Abfassung, Stürze soll eine Tugend sein, aber sich kurz fassen, heißt meistens auch sich groß fassen. Jede Spur von Verbindlichkeit fällt fort, und das Wort „Herr“ ist beispielsweise gar nicht mehr anzutreffen. Ich hatte mal einen Freund, der ganz ernsthaft versicherte: „Der häßlichste Mops sei der Idiotie“; so läßt sich jetzt beinahe sagen, das größte Telegramm ist das feinste.“ Wenigstens das in seiner Art vollendete. Jeder, der wieder eine neue Fünfpennigerparade herausdoktert, ist ein Genie.“

Diese Worte Dubslavs hatten sich anfänglich an die Frau von Gumbertmann, sehr bald aber mehr an ihn gerichtet, weshalb dieser letztere denn auch antwortete: „Ja, Herr von Stechlin, alles Zeichen der Zeit. Und ganz bezeichnend, daß gerade das Wort „Herr“, wie Sie schon hervorzuheben die Güte hatten, so gut wie abgestraft ist. „Herr“ ist Luthum geworden, „Herr“ paßt den Herren nicht mehr, — ich meine natürlich die, die jetzt die Welt regieren wollen. Aber es ist auch danach. Alle diese Neuerungen, an denen sich leider auch der Staat beteiligt, was sind sie? Begünstigungen der Unbotmäßigkeit, also Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Weiter nichts. Und niemand da, der Lust und Kraft hätte, dies Wasser abzustellen. Aber trotzdem, Herr von Stechlin, — ich würde nicht widersprechen, wenn mich das Thatsächliche nicht dazu zwänge — trotzdem geht es nicht ohne Telegraphie, gerade hier in unsrer Einsamkeit. Und

dabei das beständige Schwanken der Kurse. Kamentlich auch in der Mühlen- und Brettschneidebranche...“

„Versteht sich, lieber Gumbertmann.“ Was ich da gesagt habe... Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig. Der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird, und die Telegraphie auch nicht, und wir auch nicht. Schließlich ist es doch was Großes, diese Naturwissenschaften, dieser elektrische Strom, tipp, tipp, tipp, und wenn uns daran läge (aber uns liegt nichts daran), so könnten wir den Kaiser von China wissen lassen, daß wir hier versammelt sind und seiner gedacht haben. Und dabei diese merkwürdigen Verschiebungen in Zeit und Stunde. Beinahe komisch. Als Anno siebzig die Pariser Septemberrevolution ausbrach, wußte man's in Amerika drüben um ein paar Stunden früher, als die Revolution überhaupt da war. Ich sagte: Septemberrevolution. Es kann aber auch 'ne andre gewesen sein; sie haben da so viele, als Anno siebzig sie leicht verwechseln. Eine war im Juni, 'ne andre war im Juli, — wer nich ein Bombengedächtnis hat, muß da notwendig reinfallen... Engelle, präsentiere der gnädigen Frau den Fisch noch mal. Und vielleicht nimmt auch Herr von Gzako...“

„Gewiß, Herr von Stechlin,“ sagte Gzako. „Erstlich aus reiner Gourmandise, dann aber auch aus Fortschritts- oder Fortschrittsbedürfnis. Man will doch an dem, was gerade gilt oder überhaupt Menschheitsentwicklung bedeutet, auch seinerseits teilnehmen, und da steht denn Fischmahrung jetzt obenan. Fische sollen anherdem viel Phosphor enthalten, und Phosphor, so heißt es, macht „helle.““

„Gewiß,“ sicherte Frau von Gumbertmann, die sich bei dem Wort „helle“ wie persönlich getroffen fühlte. „Phosphor war ja auch schon, eh' die Schwedischen aufkamen.“

„O, lange vorher,“ bestätigte Gzako. „Was mich aber,“ fuhr er, sich an Dubslav wendend, fort, „an diesen Karpfen ganz besonders fesselt — beiläufig ein Prachtexemplar — ist das, daß er doch höchstwahrscheinlich aus Ihrem berühmten See stammt, über den ich durch Wolde mar, Ihren Herrn Sohn, bereits unterrichtet bin. Dieser merkwürdige See, dieser Stechlinsee, dieser doch offenbar höchstgelegene, bei dem Anwohnen derartiger Weltereignisse? Nebenbei er den Hahn, dem es vergdant ist, in die Ruppiner Lande hineinzufragen, oder ist er umgekehrt ein Feigling, der sich in seinem Moorgrund vertrieht, also ein Bourgeois, der am andern Morgen fragt: „Schiefen sie noch?““

„Und all das erwoogen, drängt sich mir die Frage auf, wenn's nun in Ihrem Stechlin zu brodeln beginnt oder gar die große Trichterbildung anhebt, aus der dann, wenn ich recht gehört habe, der kräbende Hahn aufsteigt, wie verhält sich da der Stechlinsee, dieser doch offenbar höchstgelegene, bei dem Anwohnen derartiger Weltereignisse? Nebenbei er den Hahn, dem es vergdant ist, in die Ruppiner Lande hineinzufragen, oder ist er umgekehrt ein Feigling, der sich in seinem Moorgrund vertrieht, also ein Bourgeois, der am andern Morgen fragt: „Schiefen sie noch?““

„Mein lieber Herr von Gzako, die Beantwortung Ihrer Frage hat selbst für einen Anwohner des Stechlin seine Schwierigkeiten. Ins Innere der Natur dringt kein irdischer Geist. Und zu dem innerlichsten und verschlossensten zählt der Karpfen; er ist nämlich sehr dumm. Aber nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird er sich beim Eintreten der großen Eruption wohl vertragen haben. Wir vertreiben uns nämlich alle. Helldunkel ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage. Sie brauchen mir übrigens nicht zuzustimmen, denn Sie sind noch im Dienst.“

„Bitte, bitte,“ sagte Gzako. „Sehr, sehr anders ging das Gespräch an der entgegengesetzten Seite der Tafel. Mer, der, wenn er dienstlich oder außerdienstlich aufs Land kam, immer eine Religion fürte, sozialen Fragen nachzugehen und beispielsweise jemals mit Vorliebe darauf aus war, an das Zahlenverhältnis der in und außer der Ehe geborenen Kinder alle möglichen, teils dem Gemeinwohl, teils der Sittlichkeit zu gute

kommende Betrachtungen zu knüpfen, hatte sich auch heute wieder in einem mit Pastor Lorenzen angeknüpften Zweiggespräch seinem Lieblings Thema zugewandt, war aber, weil Dubslav durch eine Zwischenfrage den Faden abschneid, in die Lage gekommen, sich vorübergehend statt mit Lorenzen mit Stagler beschäftigen zu müssen, von dem er zufällig in Erfahrung gebracht hatte, daß er früher Feldjäger gewesen sei. Das gab ihm eine gute Gesprächsanknüpfung und ließ ihn fragen, ob der Herr Oberförster nicht mitunter schmerzlich den zwischen seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart liegenden Gegensatz empfinde, — sein früherer Feldjägerberuf habe ihn in die weite Welt hinausgeführt, während er jetzt stabilisiert sei. „Stabilität“ zählte zu Mer Lieblingswörter, und entstammte jenem sorglich ausgewählten Fremdwörterbuch, den er sich — er hatte diese Dinge zu bearbeiten gehabt — aus den Erlässen König Friedrich Wilhelms I. angeeignet und mit in sein Abenddeutsch herübergenommen hatte. Stagler, ein vorzüglicher Herr, aber auf dem Gebiete der Konversation doch nur von oft unzureichender Orientierungsfähigkeit, fand sich in des Ministerialassessors etwas gedrehtem Gedankengang nicht gleich zurecht und war froh, als ihm der heillohne, mittlerweile wieder frei gewordene Pastor in der durch Mer aufgeworfenen Frage zu Hilfe kam. „Ich glaube heranzukuhren,“ sagte Lorenzen, „daß Herr von Mer genügt ist, dem Leben draußen in der Welt vor dem in unsrer stillen Gemächlichkeit den Vorzug zu geben. Ich weiß aber nicht, ob wir ihm darin folgen können, ich nun schon gewiß nicht; aber auch unter Herr Oberförster wird mitunter froh sein, seine vordem im Eisenbahncoupé verbrachten Feldjägerstage hinter sich zu haben. Es heißt freilich „im engen Kreis verengt sich der Sinn“, und in den meisten Fällen mag es zutreffen. Aber doch nicht immer, und jedenfalls hat das Weltfremde bestimmte große Vorzüge.“

„Sie sprechen mir durchaus aus der Seele, Herr Pastor Lorenzen,“ sagte Mer. „Wenn es einen Augenblick vielleicht so klang, als ob der Göttertröter mein Ideal sei, so bin ich sehr geneigt, mit mir handeln zu lassen. Aber etwas hat es doch mit dem „Auch-draußen-zu-Hause-sein“ auf sich, und wenn Sie trotzdem für Einsamkeit und Stille plädieren, so plädieren Sie wohl in eigener Sache. Denn wie sich der Herr Oberförster aus der Welt zurückgezogen hat, so auch Sie. Sie sind beide darin einem Herzenszuge gefolgt, und vielleicht, daß meine persönliche Meinung dieselben Wege ging. Dennoch wird es andre geben, die von einem solchen Sichzurückziehen aus der Welt nichts wissen wollen, die vielleicht umgekehrt, statt im Leben mit dem einzelnen, in der Beschäftigung mit einer Vielzahl ihre Bestimmung finden und in der Eingabe daran ihre Kräfte wachsen fühlen. Ich glaube durch Freund Stechlin zu wissen, welche Frage Sie seit lange beschäftigten, und bitte, Sie dazu beiläufig mitzuteilen zu dürfen. Sie stehen in der christlich-sozialen Bewegung. Aber nehmen Sie deren Schöpfer, der Ihnen persönlich vielleicht nahe steht; er und sein Thun sprechen für mich; sein Feld ist nicht einzelne Seelsorge, nicht eine Landgemeinde, sondern eine Weltstadt. Stöckers Auftreten und seine Mission sind eine Widerlegung davon, daß das Schaffen im Engen und Angrenzten notwendig das Segensreichere sein müsse.“

Lorenzen war daran gewöhnt, sei's zu Lob, sei's zu Tadel, sich mit dem ebeno gefeierten wie besetzten Hofprediger in Parallele gestellt zu sehen, und empfand dies jedesmal als eine Huldigung. Aber zugleich empfand er dabei den tiefen Einsamkeit, der zwischen dem großen Agitator und seiner stillen Weise lag. „Ich glaube, Herr von Mer,“ nahm er das Wort, „daß Sie den Vater der Berliner Bewegung“ sehr richtig geschildert haben, vielleicht sogar zur Zufriedenheit des Geschilderten selbst, was, wie man sagt, nicht eben leicht sein soll. Er hat viel erreicht und steht ansehnlich in einem Siegeszeihen; hüben und drüben hat er Wurzel geschlagen und sieht sich geliebt und gehuldigt, nicht nur seitens derer, denen er miltätig die Schube schneidet, sondern er ist ebeno gelitten (und fast noch mehr) bei jenen, denen er das Leder zu den Schuhen nimmt. Er hat schon so viele Beinamen, und der des heiligen Krispin wäre nicht der schlimmste. Viele wird es geben, die sein Thun

im guten Sinne beneiden. Aber ich fürchte, der Tag ist nahe, wo der zu Ruhige und zugleich so Mutige, der seine Ziele so weit steckte, sich in die Gnade des Dajens zurückziehen wird. Er befiel, wenn ich recht berichtet bin, ein kleines Banerngut irgendwo in Franken, und wohl möglich, ja, mir persönlich geradezu wahrscheinlich, daß ihm an jener Stelle früher oder später ein echteres Glück erblüht, als er jetzt hat. Es heißt wohl, Gehet hin und lehrst alle Heiden, aber schöner ist es doch, wenn die Welt, uns suchend, an uns herankommt. Und die Welt kommt schon, wenn die richtige Persönlichkeit sich ihr aufbietet. Da ist dieser Wörthofer Pfarrer — er sucht nicht die Menschen, die Menschen suchen ihn. Und wenn sie kommen, so heißt er sie, heißt sie mit dem Einfachen und Natürlichen. Übertragen Sie das von Aeußern aufs Innere, so haben Sie mein Ideal. Einen Brannen graben nicht an der armen kleinen Stelle, wo man gerade steht. Innere Mission und zwar in nächster Nähe, sei's mit dem Alten, sei's mit etwas Neuem.“

„Also mit dem Neuen,“ sagte Woldemar und reichte seinem alten Lehrer die Hand.

Aber dieser antwortete: „Nicht so ganz unbedingt. Mit dem Alten, soweit es geht, mit dem Neuen, soweit es muß.“

Das Mahl war inzwischen vorgefchritten und bei einem Gange angelangt, der eine Spezialität von Schloß Stechlin war und jedesmal die Bewunderung seiner Gäste: Insgelüste Krammetsvögellebrühe, mit einer dunkeln Krautbrühe angerichtet, die, wenn die Herbst- und Ebereschentage bawaren, als eine höhere Form von Schwarzwälder auf den Tisch zu kommen pflegten. Engelle präsentierte Burgunder dazu, der schon lange lag, noch aus alten besseren Tagen her, und als jeder davon genommen, erhob sich Dubslaw, um erst kurz seine lieben Gäste zu begrüßen, dann aber die Damen leben zu lassen. Er mußte bei diesem Mural bleiben, trotzdem die Damenwelt nur in einer Einigkeit vertrieben sei; aber er gebente neben seiner lieben Freundin und Tischnachbarin (er küßte dieser dabei die Hand) zugleich der „Gemahlin“ seines Freundes Kayler, die lieber — wenn auch vom Familienstandpunkt aus in hoch-erfreulicher Veranlassung — am Erhscheinen in ihrer Mitte verhindert sei: „Meine Herren, Frau Oberförster Kayler — er machte hier eine kleine Pause, wie wenn er eine weitere Titulatur ernsthaft in Erwägung zöge — „Frau Oberförster Kayler und Frau von Gundermann, sie leben hoch!“ Nez, Gzato, Kayler erhoben sich, um mit Frau von Gundermann anzukönnen, als aber jeder von ihnen auf seinen Platz zurückgekehrt war, nahmen sie die durch den Toast unterbrochene Unterhaltung wieder auf, wobei Dubslaw als guter Wirt sich darauf beschränkte, kurze Bemerkungen nach links und rechts hin einzufleusen. Dies war indessen nicht immer leicht, am wenigsten leicht bei dem Gespräch, das der Hauptmann und Frau von Gundermann führten, und das so pausenlos verlief, daß ein Einhalten sich kaum erndgliche. Gzato war ein guter Sprecher, aber er verschwand neben seiner Partnerin. Ihres Vaters Laufbahn, der es — ursprünglich Schreib- und Zeichenlehrer — in langen, mit Anno 1813 beginnenden Dienstjahren bis zum Hauptmann in der „Planammer“ gebracht hatte, gab ihr in ihren Augen eine gewisse militärische Zugehörigkeit, und als sie, nach mehrmaligen Auslagen, endlich den ihr wohl- bekannten Namenszug des Regiments Alexander auf Gzatos Achselklappe erkannt hatte, sagte sie: „Gott . . . Alexander. Nein, ich sage. Mir war aber doch auch gleich so. Münzstraße. Wir wohnten ja Linienstraße, Ecke der Weinmeister — das heißt, als ich meinen Mann kennen lernte. Vorher draußen, Schönhauser Allee. Wenn man so wen aus seiner Gegend wieder sieht! Ich bin ganz glücklich, Herr Hauptmann. Ah, es ist zu traurig hier. Und wenn wir nicht den Herrn von Stechlin hätten, so hätten wir so gut wie gar nichts. Mit Kaylers,“ aber dies küßte sie nur leise, „mit Kaylers ist es nichts; die sind zu hoch raus. Da muß man sich denn klein machen. Und so toll ist es am Ende auch nicht. Jetzt passen sie noch. Aber abwarten.“

„Zehr wahr, sehr wahr,“ sagte Gzato, der, ohne was Sichereres zu versichern, nur ein während des Dubslawischen Toastes schon gehabtes Gefühl befestigt

hat, daß es mit den Kaylers was Besonderes auf sich haben müsse. „Ja,“ fuhr Frau von Gundermann, den Flüsterern aufgebend, fort, „wir haben den Herrn von Stechlin, und das ist ein Glück, und es ist auch bloß eine gute halbe Meile. Die meisten andern wohnen viel zu weit, und wenn sie auch näher wohnen, sie wollen alle nicht recht; die Leute hier, mit denen wir eigentlich Umgang haben müssen, sind so diffizil und legen alles auf die Goldwaage. Das heißt, vieles legen sie nicht auf die Goldwaage, dazu reicht es nicht; nur immer die Ahnen. Und sechzehn ist das wenigste. Ja, wer hat gleich sechzehn? Gundermann ist erst geabelt, und wenn er nicht Glück gehabt hätte, so wär' es gar nichts. Er hat nämlich kein angefangen, bloß mit einer Mühle; jetzt haben wir nun freilich sieben, immer den Ahn entlang, lauter Schneebewäher, Bohlen und Bretter, einzöllig, zweizöllig und noch mehr. Und die Berliner Dielen, die sind fast alle von uns.“

„Aber, meine gnädigste Frau, das muß Ihnen doch ein Hochgefühl geben. Alle Berliner Dielen! Und dieser Ahnfluch, von dem Sie sprechen, der viel- leicht eine ganze Seentafel verbündet, und woran mutmaßlich eine reizende Wiffa liegt! Und darin hören Sie Tag und Nacht, wie nebenan in der Mühle die Säge geht, und die dicht herumstehenden Bäume bewegen sich leise. Mitunter natürlich ist auch ein Sturm. Und Sie haben eine Bonn-Exequi- tage für Ihre Kinder. Ich darf doch annehmen, daß Sie Kinder haben? Wenn man so abgehoben lebt und so befähigt aufeinander angewiesen ist . . .“

„Es ist, wie Sie sagen, Herr Hauptmann; ich habe Kinder, aber schon erwachsen, beinah alle, denn ich habe mich jung verheiratet. Ja, Herr von Gzato, man ist auch einmal jung gewesen. Und es ist ein Glück, daß ich die Kinder habe. Sonst ist kein Mensch da, mit dem man ein geübtes Ge- spräch führen kann. Mein Mann hat seine Politik und möchte sich wählen lassen, aber es wird nichts, und wenn ich die Journale bringe, nicht mal die Silber sieht er sich an. Und die Geislichten, sagt er, seien bloß dünnes Zeug und bloß Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Seine Mühlen, was ich übrigens recht und billig finde, und ihm kein Fehler.“

„Aber Sie müssen doch viele Menschen um sich herum haben, schon in Ihrer Wirtschast.“

„Ja, die hab' ich, und die Mamellis, die man so kriegt, ja, ein paar Wochen geht es; aber dann blühen sie gleich an, am liebsten mit 'nem Volontär, wir haben nämlich auch Volontärs in der Mühlen- branche. Und die meisten sind aus ganz gutem Hause. Die jungen Menschen passen aber nicht auf, und da hat man's denn, und immer gleich Knall und Fall. Ah! das ist doch traurig, und mitunter ist es auch so, daß man sich eigentlich schämen muß.“

Gzato seufzte. „Mir ein Streuel, als dergleichen. Aber ich weiß vom Manöver her, was alles vor- kommt. Und mit einer Schläue . . . nichts schlauer, als verliebte Menschen. Ah, das ist ein Kapitel, womit man nicht fertig wird. Aber Sie sagten Linienstraße, meine Gnädigste. Welche Nummer denn? Ich kenne da beinah jedes Haus, kleine, nette Häuser, immer bloß Bes-Gtage, höchstens mal ein Dell de Boeuf.“

„Wie?“

„Großes rundes Fenster ohne Glas. Aber ich liebe diese Häuser.“

„Ja, das kann ich auch von mir sagen, und in gerade solchen Häusern hab' ich meine beste Zeit verbracht, als ich noch ein Quack war, höchstens vierzehn. Und so grauam wild. Damals waren nämlich noch die Ahnsteine, und wenn es dann regnete und alles überflutet war und die Bretter anfangen, sich zu heben, und schon so halb herum- schwammen, und die Matten, die da drunter stecken, nicht mehr wussten, wo sie hin sollten, dann sprangen wir auf die Bohlen raus, und nun die Bretter raus, links und rechts, und die Jungens hinterher, immer aufgekrempt und ganz naßigt. Und einmal, weil der eine Junge nicht abließ und mit seinen Holz- pantinen immer drauf loskollte, da wurde das Lutter fallsch und bis den Jungen so, daß er schrie! Nein, so hab' ich noch keinen Menschen wieder schreien hören. Und es war auch fürchterlich.“

„Ja, das ist es. Und da helfen bloß Matten- fänger.“

„Ja, Mattenfänger, davon hab' ich auch gehört — Mattenfänger von Hameln. Aber die giebt es nicht mehr.“

„Nein, gnädige Frau, die giebt es nicht mehr, wenigstens nicht mehr solche Serenmeister mit Zauberspruch und Pfeife. Aber die meine ich auch nicht. Ich meine überhaupt nicht Menschen, die dergleichen von Netter sind und sich in den Zeitungen anzeigen, unheimliche Gesichter mit einer Pelskappe. Was ich meine, sind bloß Pflücker, die nebenher auch noch Mattenfänger heißen und es auch wirklich sind. Und mit einem Mattenfänger auf die Jagd gehen, das ist eigentlich das Schönste, was es giebt.“

„Aber mit einem Pflücker kann man doch nicht auf die Jagd gehen!“

„Doch, doch, meine gnädigste Frau. Als ich in Paris war (ich war da nämlich mal hinkommandiert), da bin ich mit 'runtergestiegen in die sogenannten Katafomben, hochgewölbte Kanäle, die sich unter der Erde hinziehen. Und diese Kanäle sind das wahre Mattenelorado; da sind sie zu Millionen. Oben drei Millionen Franzosen, unten drei Millionen Matten. Und einmal, wie gesagt, bin ich da mit 'runtergestiegen und in einem Boote durch diese Unter- welt hingefahren, immer mitten in die Matten hinein.“

„Gräßlich, gräßlich. Und sind Sie heil wieder raus gekommen?“

„Im ganzen, ja. Denn, meine gnädigste Frau, eigentlich war es doch ein Vergnügen. In unserm Kahn hatten wir nämlich zwei solche Mattenfänger, einen vorn und einen hinten. Und nun hätten Sie sehen sollen, wie das losging. Schnapp! und das Tier um die Ohren geschlagen, und tot war es. Und so weiter, so schnell wie Sie nur zählen können, und mitunter noch schneller. Ich kann es nur ver- gleichen mit Mr. Garber, dem bekannten Mr. Garber, von dem Sie gewiß einmal gelesen haben, der in der Sekunde drei Glastafeln wegschob. Und so immerzu, viele Hundert. Ja, so was wie diese Mattenjagd da unten, das vergibt man nicht wieder. Es war aber auch das Beste da. Denn was sonst noch von Paris geredet wird, das ist alles über- trieben; meist dünnes Zeug. Was haben sie denn Großes? Opern und Kirkus und Museum, und in einem Saal 'ne Venus, die man sich nicht recht anschaut, weil sie das Gefühl verlegt, namentlich wenn man mit Damen da ist. Und das alles haben wir schließlich auch, und manches haben wir noch besser. So zum Beispiel Niemann und die dell' Ero. Aber solche Mattenschlacht, das muß wahr sein, die haben wir nicht. Und warum nicht? Weil wir keine Katafomben haben.“

Der alte Dubslaw, der das Wort „Katafomben“ gehört hatte, wandte sich jetzt wieder über den Tisch hin und sagte: „Pardon, Herr von Gzato, aber Sie müssen meiner lieben Frau von Gundermann nicht mit so furchtbar ersten Sachen kommen und noch dazu hier bei Tisch, sonstich noch starren und Meckretlich. Katafomben! Ich bitte Sie. Die waren ja doch eigentlich in Rom und erinnern einen immer an die traurigsten Zeiten, an den grausamen Kaiser Nero und seine Verfolgungen und seine Fadeln. Und da war dann noch einer mit einem etwas längeren Namen, der noch viel grauamer war, und da verflochten sich diese armen Christen gerade in eben diese Katafomben, und manche wurden verraten und gemordet. Nein, Herr von Gzato, da lieber was Besteres. Nicht wahr, meine liebe Frau von Gundermann?“

„Ah nein, Herr von Stechlin; es ist doch alles so sehr gelehrt. Und wenn man so selten Gelegen- heit hat.“

„Na, wie Sie wollen. Ich hab' es gut gemeint. Stofen wir an! Ihr Rudolf soll leben; das ist doch der Liebling, trotzdem er der älteste ist. Wie alt ist er denn jetzt?“

„Vierundzwanzig.“

„Ein schönes Alter. Und wie ich höre, ein guter Mensch. Er müßte nur mehr raus. Er verfauert hier ein bißchen.“

„Sag' ich ihm auch. Aber er will nicht fort. Er sagt, zu Hause sei es am besten.“

„Bravo. Da nehm' ich alles zurück. Lassen Sie ihn. Zu Hause ist es wirklich am besten. Und gerade wir hier, die wir den Borzug haben, in der Rheinberger Gegend zu leben. Ja, wo ist so was? Erst der große König, und dann Prinz Heinrich,



Der Kegeltisch. Nach einem Aquarell von Wilhelm Gause.

Verlag von
Ludwig & Neumann
Neudamm

der nie 'ne Schlacht verloren. Und einige sagen, er wäre noch klüger gewesen als sein Bruder. Aber ich will so was nicht gewagt haben."

IV.

Frau von Sundermann schien auf das ihr als einziger, also auch ältester Dame zuzehende Tafel-aufhebungsrecht verzichten zu wollen und wartete, bis statt ihrer der schon seit einer Viertelstunde sich nach seiner Meerbaumpfeife sehende Dubslav das Zeichen zum Aufbruch gab. Alles erhob sich jetzt rasch, um vom Wohnzimmer aus in den nach dem Garten hinausgehenden Salon zurückzukehren, dem es — war es Zufall oder Absicht? — in diesem Augenblick noch an aller Beleuchtung fehlte; nur im Kamin glühten noch ein paar Scheite, die während der Offenszeit halb niedergebrannt waren, und durch die offenstehende hohe Glasthür fiel von der Veranda her das Licht der über den Parkbäumen stehenden Mondhölle. Alles gruppierte sich alsbald um Frau von Sundermann, um dieser — die Mutigeren unter Handluf — die pflichtschuldigsten Danksagen zu machen, während Marita die Lampen, Engelle den Kaffee brachte. Das ein paar Minuten lang geführte gemeinschaftliche Gespräch kam aber ein unruhiges Hin und Her nicht hinaus, bis der Knäuel, in dem man stand, sich wieder in Gruppen auflöste.

Das erste sich abtrennende Paar waren Neg und Stogler, beide passionierte Billardspieler, die sich — Stogler übernahm die Führung — erst in den Gesellschaft zurück und von diesem aus in das daneben gelegene Spielzimmer begaben. Das hier sitzende, ziemlich vernachlässigte Billard war schon an die fünfzig Jahre alt und stammte noch aus des Vaters Zeiten her. Dubslav selbst machte sich nicht viel aus Spiel überhaupt und interessierte sich, soweit sein Billard in Betracht kam, nur für eine sehr nachgeordnete Karoline, von der ein Berliner Besucher mal gesagt hatte: „Alle Wetter, Stechlin, wo haben Sie die her? Das ist ja die gelbste Karoline, die ich all mein Lebtag gesehen habe.“ — Worte, die damals solchen Eindruck auf Dubslav gemacht hatten, daß er seitdem ein etwas freundlicheres Verhältnis zum Billard unternahm und nicht ungern von „seiner Karoline“ sprach.

Das zweite Paar, das sich aus der Gemeinschaft abtrennte, waren Woldegar und Sundermann. Sundermann, wie alle an Konventionen Lebende, fand es überall zu best und wies, als er ein paar Worte mit Woldegar gewechselt, auf die offenstehende Thür. „Es ist ein so schöner Abend, Herr von Stechlin; könnten wir nicht auf die Veranda hinaustreten?“

„Aber gewiß, Herr von Sundermann. Und wenn wir uns abheben, wollen wir auch alles Gute gleich mitnehmen. Engelle, bring uns die kleine Kiste, du weißt schon.“

„Ah, Kapitäl. So ein paar Jüge, das schlägt nieder, besser als Sodawasser. Und dann ist es auch wohl schicklicher im Freien. Meine Frau, wenn wir zu Hause sind, hat sich zwar daran gewöhnen müssen und spricht höchstens mal von „passen (na, das is nicht anders, dafür is man eben verbeiratet), aber in einem fremden Hause, da fangen denn doch die Rücksichten an. Unser guter alter Kortschädel sprach auch immer von „Dehors.“

Unter diesen Worten waren Woldegar und Sundermann vom Salon her auf die Veranda hinausgetreten, bis dicht an die Treppentufen heran, und sahen auf den kleinen Wasserstrahl, der auf dem Kumbell aufsprang.

„Immer, wenn ich den Wasserstrahl sehe,“ fuhr Sundermann fort, „muß ich wieder an unsern guten alten Kortschädel denken. Is nu auch hinüber. Na, jeder muß mal, und wenn irgend einer seinen Platz da oben sicher hat, der hat ihn. Ehrenmann durch und durch, und loyal bis auf die Knochen. Redner war er nicht, was eigentlich immer ein Vorzug, und hat mit seiner Schwärerei dem Saate kein Geld gekostet; aber er wußte ganz gut Bescheid, und, unter vier Augen, ich habe Sachen von ihm gehört, großartig. Und ich sage mir, solchen kriegen wir nicht wieder.“

„Ah, das ist Schwarzjeherei, Herr von Sundermann. Ich glaube, wir haben viele von ähnlicher Gesinnung. Und ich sehe nicht ein, warum nicht ein Mann wie Sie.“

„Weht nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr Herr Papa kandidieren will. Und da muß ich zurückstehen. Ich bin hier ein Neuling. Und die Stecklins waren hier schon.“

„Nun gut, ich will dies letztere gelten lassen, und nur was das Kandidieren meines Vaters angeht — ich denke mir, es ist noch nicht so weit, vieles kann noch dazwischen kommen, und jedenfalls wird er schwanken. Aber nehmen wir mal an, es sei, wie Sie vermuten. In diesem Falle trübe doch gerade das zu, was ich mir soeben zu sagen erlaubt habe. Mein Vater ist in jedem Anbetracht ein treuer Gesinnungsgenosse Kortschädel's, und wenn er an seine Stelle tritt, was ist da verloren? Die Lage bleibt dieselbe.“

„Nein, Herr von Stechlin.“

„Nun, was ändert sich?“

„Vieles, alles. Kortschädel war in den großen Fragen unerbittlich, und Ihr Herr Vater läßt mit sich reden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie recht haben. Aber wenn es so wäre, so wäre das doch ein Glück.“

„Ein Unglück, Herr von Stechlin. Wer mit sich reden läßt, ist nicht stark, und wer nicht stark ist, ist schwach. Und Schwäche (die destruktiven Elemente haben dafür eine feine Fählung), Schwäche ist immer Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.“

Die vier andern der kleinen Tafelrunde waren im Gartensalon zurückgeblieben, hatten sich aber auch zu zwei und zwei zusammengefaßt. In der einen Fensterarkade, so daß sie den Blick auf den mondbescheinigten Vorplatz und die draußen auf der Veranda auf und ab schreitenden beiden Herren hatten, saßen Lorenzen und Frau von Sundermann. Die Sundermann war glücklich über das Teles-tete, denn sie hatte wegen ihres jüngsten Sohnes allershand Fragen auf dem Herzen oder bildete sich wenigstens ein, sie zu haben. Denn eigentlich hatte sie für gar nichts Interesse, sie mußte bloß, richtige Berlinerin, die sie war, reden können.

„Ich bin so froh, Herr Pastor, daß ich nun doch einmal Gelegenheit finde. Gott, wer Kinder hat, der hat auch immer Sorgen. Ich möchte wegen meines Ängstigen so gerne mal mit Ihnen sprechen, wegen meines Arthur. Rudolf hat mir seine Sorgen gemacht, aber Arthur. Er ist nun jetzt eingekniet, und Sie haben ihn, Herr Prediger, den schönen Spruch mitgegeben, und der Junge hat auch gleich den Spruch auf einen großen weißen Bogen geschrieben, alle Buchstaben erst mit zwei Linien nebeneinander und dann dick ausgemittelt. Es sieht aus wie 'n Plakat. Und diesen großen Bogen hat er sich in die Backstoflette geklebt, und da mahnt es ihn immer.“

„Nun, Frau von Sundermann, dagegen ist doch nichts zu sagen.“

„Nein, das will ich auch nicht. Eher das Gegenteil. Es hat ja doch was Nüchternes, daß es einer so ernst nimmt. Denn er hat zwei Tage dran gefastet. Aber wenn solch junger Mensch es so immer liest, so „wöhnt“ er sich dran. Und dann ist ja auch gleich wieder die Verführung da. Gott, daß man gerade immer über solche Dinge reden muß; noch keine Stunde, daß ich mit dem Herrn Hauptmann über unsern Volontär Behmeier gesprochen habe, netter Mensch, und nun gleich wieder mit Ihnen, Herr Pastor, auch über so was. Aber es geht nicht anders. Und dann sind Sie ja doch auch wie verantwortlich für seine Seele.“

Lorenzen lächelte. „Gewiß, liebe Frau von Sundermann. Aber was ist es denn? Um was handelt es sich denn eigentlich?“

„Ah, es ist an und für sich nicht viel und doch auch wieder eine recht ärgerliche Sache. Da haben wir ja jetzt die Jüngste von unserm Schullehrer Brandt ins Haus genommen, ein hübsches Paal, rotbraun und ganz frans, und Braut wollte, sie solle bei uns angeleert werden. Nun, wir sind kein großes Haus, gewiß nicht, aber Mäntel abnehmen und rumpelputzen, und daß sie weiß, ob links oder rechts, so viel lernt sie am Ende doch.“

„Gewiß. Und die Frida Brandt, o, die kenn' ich ganz gut; die wurde jetzt gerade vorm Jahr eingekniet. Und es ist, wie Sie sagen, ein allerliebster Geschoß und klug und angekrast, ein bißchen zu sehr. Sie will zu Obern nach Berlin.“

„Wenn sie nur erst da wäre. Mir thut es beinahe schon leid, daß ich ihr nicht gleich zugeredet. Aber so geht es einem immer.“

„Ist denn was vorgefallen?“

„Vorgefallen? Das will ich nicht sagen. Er is ja doch erst sechzehn und eine Dusch dazu, gerade wie sein Vater; der hat sich auch erst rausgemauert, seit er grau geworden. Was belläufig auch nicht gut ist. Und da komme ich heute vormittag die Treppe rauf und will dem Jungen sagen, daß er in den Dohmentrich geht und nachsieht, ob Strammetsvögel da sind, und die Thür steht halb auf, was noch das beste war, und da seh' ich, wie sie ihm eine Nase dreht und die Zungenzipse rausstreckt; so was von spitzer Junge hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Die reine Eva. Für die Postphar ist sie mir noch zu jung. Und als ich nu dazwischentrete, da kriegte ja nu der arme Junge das Jittern, und weil ich nicht recht wußte, was ich sagen sollte, ging ich bloß hin und klappte den Backstofbedel auf, wo der Spruch stand, und sah ihn scharf an. Und da wurde er ganz blaß. Aber das Balg laachte.“

„Na, liebe Frau von Sundermann, das ist so; Jugend hat keine Tugend.“

„Ich weiß doch nicht; ich bin auch einmal jung gewesen.“

„Ja, Damen.“

Während Frau von Sundermann in ihrem Gespräch in der Fensterarkade mit derartigen Intimitäten kam und den guten Pastor Lorenzen abwechselnd in Verlegenheit und dann auch wieder in stille Weierheit versetzte, hatte sich Dubslav mit Hauptmann von Gatz in eine köhrg gegenüber gelegene Ecke zurückgezogen, wo eine altmodische Gauferle stand, mit einem Marmerwürfelchen davor. Auf dem Tisch zwei Kaffeetassen samt aufgeklapptem Liqueurfalshen, aus dem Dubslav eine Flasche nach der andern herausnahm. „Neh, wenn man von Tisch kommt, muß es immer ein Cognac sein. Aber ich betenne Ihnen, lieber Hauptmann, ich mache die Mode nicht mit; wir aus der alten Zeit, wir waren immer ein bißchen fürs Süße. Creme de Cacao, na, natürlich, das is Damenschmaus, davon kann keine Mode sein; aber Pomeranzen oder, wie sie jetzt sagen, Curacao, das ist mein Fall. Darf ich Ihnen einschmeicheln? Oder vielleicht lieber Danziger Goldwasser? Mann ich übrigens auch empfehle.“

„Dann bitte ich um Goldwasser. Es ist doch schöner, und dann betenne ich Ihnen offen, Herr Major. . . Sie kennen ja unsre Verhältnisse, so 'n bißchen Gold heimelt einem immer an. Man hat feind und dabei doch zugleich die Borkellung, daß man es trinken kann — es hat eigentlich was Großartiges.“

Dubslav nickte, schenkte von dem Goldwasser ein, erst für Gatz, dann für sich selbst und sagte: „Bei Tisch hab' ich die Damen leben lassen und Frau von Sundermann im speziellen. Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehen's. Diese Rattengeschichte.“

„Vielleicht war es ein bißchen zu viel.“

„I, keineswegs. Und dann, Sie waren ja ganz unschuldig, die Gnäd'ge sing ja davon an; erinnern Sie sich, sie verliebte sich ordentlich in die Geschichte von den Kunstfeindbohlen, und wie Sie drauf rumgetrampelt, bis die Ratten rauskamen. Ich glaube sogar, sie sagte „Wetter“. Aber das schadet nicht. Das ist so Berliner Stil. Und unsre Gnäd'ge hier (belläufig eine geborene Helfrich) is eine Vollblutberlinerin.“

„Ein Wort, das mich doch einermachen über-rascht.“

„Ah, ich verstehe. Sie sind einer gewissen Un-anstreichendheit begegnet und verlangen mehr Quadrat. Von Stüb' will ich nicht sprechen. Aber wir von Adel müssen in diesen Punkte doch ziemlich milde sein und ein Auge zudrücken, wenn das das richtige Wort ist. Unser eigenes Vollblut beweist sich auch in Extremen und hat einen linken und einen rechten Flügel; der linke nähert sich untrer geborenen Helfrich. Uebrigens unterhaltliche Madam. Und wie befeigt sie war, als sie den Namenszug auf Ihrer Kachelklappe glücklich entdeckt und damit den Annarich auf die Münzstraße gewonnen hatte. Das es doch alles für Sozialpatriotismen gieht!“

„An dem unser Regiment teilnimmt. Die Welt um den Alexanderplatz herum hat so ihren eignen Zauber, schon um einer gewissen Intransigenz willen. Ich sehe nichts lieber als die große Markthalle, wenn beispielsweise die Fischweiber mit fünf- hundert Kalen in die Nege gegossen werden. Etwas Unglaubliches von Gejappel.“

„Finde mich ganz darin zurecht und bin auch für Alexanderplatz und Alexanderfaserne samt allem, was dazu gehört. Und so brech' ich denn auch die Gelegenheit vom Jann, um nach einem Ihrer früheren Regimentskommandeure zu fragen, dem lebenswürdigen Obersten von Zeuner, den ich noch persönlich gekannt habe. Hier untre Stechlin Oegend ist nämlich Zeunergegend. Meine Stunde von hier liegt köpferig, eine reizende Bestimmung, drauf die Zeunerische Familie schon in friedericiantischen Tagen anständig war. Wie oft dräben gewesen (nun freilich schon zwanzig Jahre zurück) und komme noch einmal mit der Frage: Haben Sie den Obersten noch gekannt?“

„Nein, Herr Major. Er war schon fort, als ich zum Regimente kam. Aber ich habe viel von ihm gehört und auch von Köpferig, weiß aber freilich nicht mehr, in welchen Zusammenhang.“

„Schade, daß Sie nur einen Tag für Stechlin fetzgefest haben, sonst müßten Sie das Gut sehen. Alles ganz eigentümlich und besonders auch ein Grabstein, unter dem eine uralte Dame von beinaß neunzig Jahren begraben liegt, eine geborne von Zeuner, die sich in früher Jugend schon mit einem Emigranten aus Rheinsberger Doß, mit dem Grafen La Roche-Annou, vermaßt hatte. Merkwürdige Frau, von der ich Ihnen erzähle, wenn ich Sie mal wieder- sehe. Nur eins müßten Sie heute schon mitanhören, denn ich glaube, Sie haben den Garaus dafür.“

„Für alles, was Sie erzählen.“

„Meine Schmeideleien! Aber die Geschichte will ich Ihnen doch als Andenken mitgeben. Andre schenken sich Photographien, was ich, selbst wenn es hübsche Menschen sind (ein Fall, der übrigens selten zutrifft), immer gerathlich finde.“

„Schenke nie welche.“

„Was meine Gefühle für Sie heigert. Aber die Geschichte: Da war also dräben in Köpferig diese La Roche-Annou, und weil sie noch die Prinz Heinrich-Tage gesehen und während derselben eine Rolle gespielt hatte, so zählte sie zu den besonderen Lieblingen Friedrich Wilhelms IV. Und als nun — sagen wir uns Jahr fünfzig — der Zufall es fügte, daß dem zur Jagd hier erscheinenden König das Köpferiger Frühstück, ganz besonders eine Put- und Jungenvorst über die Mäusen gut geschmeckt hatte, so wurde dies Veranlassung für die Gräfin, am nächsten Festabend eine ganze Kiste voll Bücher nach Potsdam hin in die königliche Küche zu liefern. Und das ging so durch Jahre. Da beschloß zuletzt der gute König, sich zu erwandern, und als wieder Weihnachtszeit war, traf in Köpferig ein Postbote ein, Inhalt: eine stierliche kleine Putzwurst. Und zwar ein wunderlichener Kittarneel mit Gold- speierchen an beiden Seiten und die Zweilerchen selbst mit Diamanten besetzt. Neben diesem Ge- schenk aber lag ein Zettelchen, Wurst wider Wurst.“

„Allerliebst!“

„Mehr als das. Ich persönlich ziehe solchen guten Einfall einer guten Verfassung vor. Der König, glaub' ich, that es auch. Und es denken auch heute noch viele so.“

„Gewiß, Herr Major. Es denken auch heute noch viele so, und bei dem Schwanzungszustand, in dem ich mich leider befinde, sind meine persönlichen Sympathien gelegentlich nicht weitaß davon. Aber ich fürchte, daß wir mit dieser untre Anshauung sehr in der Minorität bleiben.“

„Werden wir wohl. Aber Vernunft ist immer nur bei wenigen. Es wäre das beste, wenn ein einziger Alter-Frisen-Berksand die ganze Geschichte regulieren könnte. Freilich braucht ein solcher oberster Wille auch seine Werkzeuge. Doch ich denke, die haben wir noch in unserm Adel, in unser Armee und besetzt auch in Ihrem Regiment.“

„Während der Alte diesen Trampf auspielte, kam Engelste, um ein paar neue Tassen zu präsentieren.“

„Nein, nein, Engelste, wir sind schon weiter. Aber still nur hin. . . In Ihrem Regiment, sag' ich, Herr von Gzako; schon sein Name bedeutet ein Programm,

und dies Programm heißt: Rußland. Gutzutage darf man freilich kaum noch davon reden. Aber das ist Lustig. Ich sage Ihnen, Hauptmann, das waren Preußens beste Tage, als da bei Potsdam herum die russische Kirche und das russische Haus- gebant wurden, und als es immer hin und her ging zwischen Berlin und Petersburg. Ihr Regiment, Gott sei Dank, unterhält noch was von den alten Beziehungen, und ich freue mich immer, wenn ich davon lese, vor allem, wenn ein russischer Kaiser kommt und ein Doppelhosen vom Regiment Alexander vor seinem Palais steht. Und noch mehr freu' ich mich, wenn das Regiment Deputationen schickt: Georgsfeß, Namenstag des hohen Chets, oder wenn sich's auch bloß um Uniformabänderungen handelt, beispiels- weise Klappfragen statt Stechfragen (diese verdamnten Stechfragen) — und wie dann der Kaiser alle be- grüßt und zur Tafel zieht und so bei sich denkt: „Ja, ja, das sind brave Leute; da hab' ich meinen Halt.“

Gzako nickte, war aber doch in sühlicher Ver- legenheit, weil er, trotz seiner vorher versicherten Sympathien, ein ganz mod'erner, politisch hart angekränkelter Mensch war, der, bei strammer Dien- stlichkeit, zu all dergleichen Lieberpannheiten ziem- lich freilich stand. Der alte Dubslav nahm indessen von alledem nichts wahr und fuhr fort: „Und sehen Sie, lieber Hauptmann, so hab' ich persönlich in meinen jungen Jahren es auch noch erlebt und vielleicht noch ein bißchen besser; denn, Baron, jeder hält seine Zeit für die beste. Vielleicht übrigens, daß Sie mir zustimmen, wenn ich Ihnen mein Sprüchel erst ganz hergelezt haben werde. Da haben wir ja nun, jenseits des Niemen, wie man- che Gebildete jetzt sagen, die drei Alexander' gehabt, den ersten, den zweiten und den dritten, alle drei große Herren und alle drei richtige Kaiser und fromme Leute, oder doch beinaß fromm, die's gut mit ihrem Volk und mit der Menschheit meinten, und dabei selber richtige Menschen; aber in dies Alexanderium, das so beinaß das ganze Jahrhundert ausfüllt, da schiebt sich doch noch einer ein, ein Nicht-Alexander, und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, der war doch der Häupter. Und das war unser Nikolaus. Manche dummen Kerle haben Spottlieder auf ihn gemacht und vom schwarzen Niklas gesungen, wie man Kinder mit dem schwarzen Mann granlich macht, aber war das ein Mann! Und dieser selbige Nikolaus, nun, der hatte hier, ganz wie die drei Alexander, auch ein Regiment, und das waren die Nikolaus-Straffere, oder sag' ich lieber: das sind die Nikolaus-Straffere, denn wir haben sie, Gott sei Dank, noch. Und sehen Sie, lieber Gzako, das war mein Regiment, dabei hab' ich gestanden, als ich noch ein junger Dachs war, und habe dann den Abschied genommen; viel zu früh; Dummheit, hätte lieber dabei bleiben sollen.“

Gzako nickte, Dubslav nahm ein neues Glas von dem Goldwasser. „Nunre Nikolaus-Straffere, Gott erhalte sie, wie sie sind! Ich möchte sagen, in dem Regimente lebt noch die heilige Alliance fort, die Waffenbrüderschaft von Anno dreizehn, und dies Anno dreizehn, das wir mit den Russen zusammen durchgemacht haben, immer nebeneinander im Bivak, in Glück und Unglück, das war doch untre größte Zeit. Größer als die jetzt große. Große Zeit ist immer nur, wenn's beinaß' schieß geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß; Jetzt ist alles vorbei.“

Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache. Nichts im Leibe, nichts auf dem Leibe, Hundelalle, Regen und Schnee, so daß man so in der nassen Patische liegt, und höchstens 'nen Kormus (Cognac, ja hast du was, den gab es damals kaum) und so die Nacht durch, da konnte man Jesus Christum er- kennen lernen. Ich sage das, wenn ich auch nicht mit dabei gewesen. Anno dreizehn, bei Großgärtchen, das war für uns die richtige Waffenbrüderschaft; jetzt haben wir die Waffenbrüderschaft der Orgel- dreher und der Manufakturhändler. Ich bin für Rußland, für Nikolaus und Alexander. Preisdrachens, Semenow, Kaluga, — da hat man die richtige An- sehung; alles andre ist revolutionär, und was revo- lutionär ist, das wackelt.“

(Geschichte folgt.)

Moderne Lyrik.

Die gute Zeit.

Es war doch eine gute Zeit,
Als manchmal ich zu mir verirrt
Aus Sommer eine Kleinigkeit,
Wie sie geschenkt den Kindern wird.

Merkwürdig war es wirklich doch
Und lustig, was sich bei mir fand,
Als zwischen meinen Büchern noch
Manchmal ein hölzern Schälchen stand;

Mis, wenn ich heimkam dann und wann,
Gemüthlich eine Puppe sah
Auf meinem Sofa — denkt nur an!
Und mich mit großen Augen maß;

Mis noch auf meinem Tisch sogar
Mittler — wie war ging das zu?
Ein kleiner Stumpf zu finden war,
Mittler auch ein kleiner Schob.

Wenn Schreiben ward ich oft geübt
Durch kleiner Welen Liebermut,
Wenn ich ihr hell Geschrei gehört,
Und democh, mein' ich, klug es gut.

Was Klein war, ist emporgediehn,
Und jene Tage liegen weit,
Als noch die kleinen Stimmen schrien,
Das war doch eine gute Zeit!

Johannes Ewjan.

Weiß keiner den heimlichen Platz?

Wie waren wir selig, mein Schatz!
Es ruhete der See uns zu Füßen
Und blinzte, als wollt' er uns grüßen.
Weiß keiner den heimlichen Platz?

Weiß keiner, wie oft mir dein Mund
Das Wort von den Lippen genommen?
Weiß keiner, wie alles gekommen,
Am blühenden, schweigenden Grund?

Der Sommer ist' gangen, mein Schatz!
Das Glück brach der Sturm uns in Scherben,
Ich such' einen Winkel zum Sterben —
Weiß keiner den heimlichen Platz?

Anna Ritter.

Sonne wird wieder Blumen geben.

Sind die Weiden all verblüht,
Freud' du dich auf Nuten;
Hat der Wind auch sie zerplüht,
Grüß' du Herbstgezeiten.

Und in aller Stürme Weans,
Die dir schafft das Leide,
Hoffst du leute: Sonne wird
Wieder Blumen geben.

Also blühet ew'ars Grün
Die am Hoffmannsflab:
Weißt, o Mensch, ein spielend Kind
Sis zu demum Grabe.

Sriebrecht Franz Scheit.

Die Spinne.

In Spinnlein fand ich morgens in der Ecke,
Das sah in seinem Netz voll guter Nuth!
Und kante aus beschatteter Vertiefe
Dem kühnen Spiel der Sonnenstrahlen zu.

Mit meinem Flederwisch wollt' ich's verjagen,
Vernichten seinen dinstigen Palast —
Da hielt' ich es mit feiner Stimme fragen:
„Sag mir, was du heut schon ge- schaffen hast?“

Da willt' zerhören, was ich emfa webte,
Als dich trauend noch der Schlaf umma,
Als lächelnd über dir der Traumgast schwebte
Und Nacht um dich den Scharenmantel hing?

Geh an dein Werk! Dann magst du wiederleben
Und mich vernichten, wenn ich nutzlos bin!
Ich ging beschämt und ließ sie still gewahren,
Die kleine, finge Fliegenfängerin.

Alice Freilin von Gande.

Selbst.

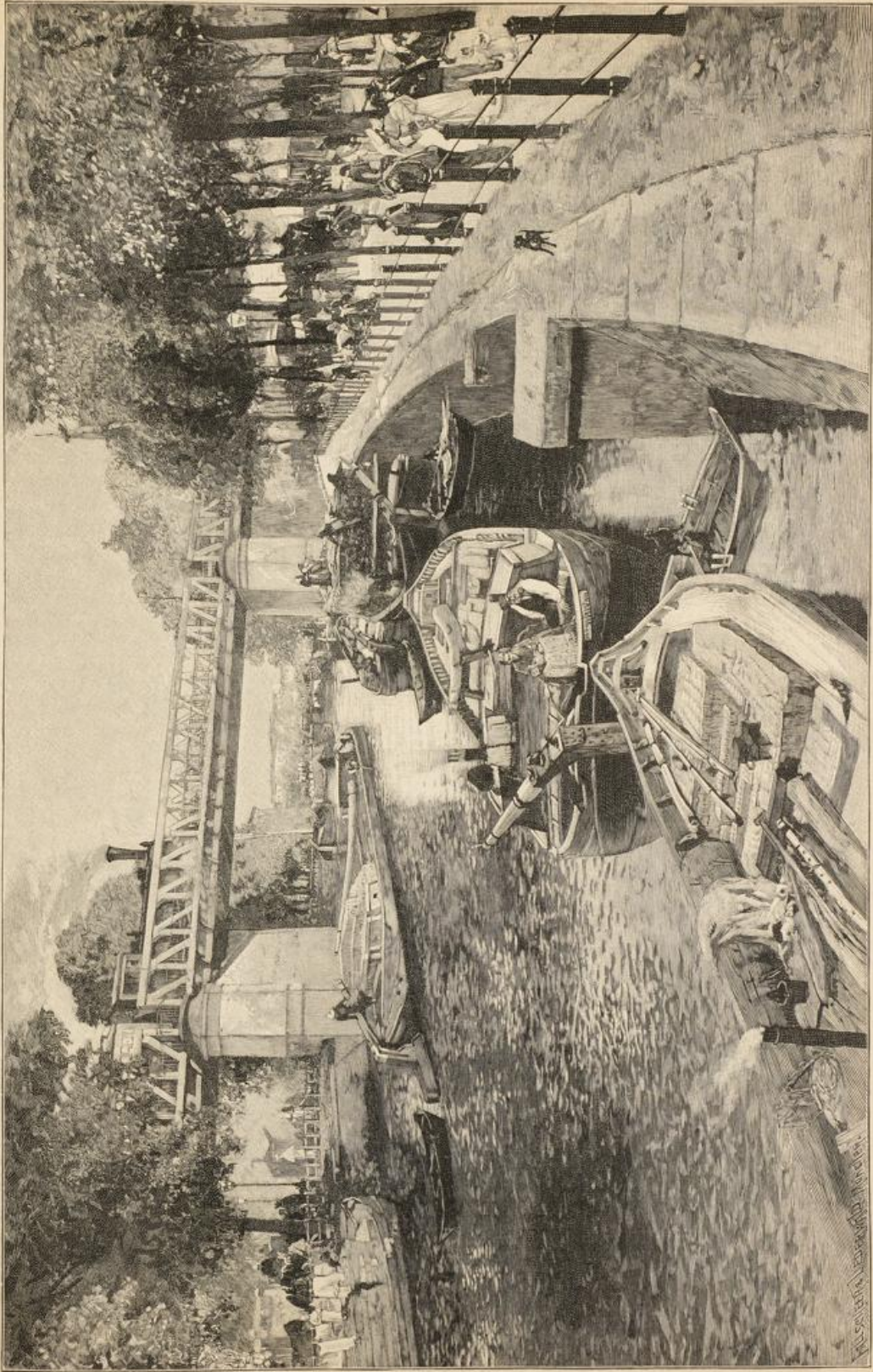
Unverzagt in all den Stürmen,
Die das Leben allen bringt,
Steht ein rechter Mann und dringt
Vorwärts, ob sich Steine türmen.

Aber auf sich selbst beschränken
Muß er lernen frühe schon,
Und der andern Lob und Hohn
Darf ihn freuen nicht noch kränken.

Hans H. Gröninger.



Ganymed. Nach dem Gemälde von Frank Kirchbach.



Photographie des Bildes von Julius Jacob.

Am Schöneberger Meer in Berlin. Nach dem Gemälde von Julius Jacob.

Tartarin auf dem Rade.

Von Paul v. Schönthan.

Hundert's Räuberjäger aus Larascon, der die jöhnen Löwen erlegt und die Alpen händigt, ist ein Tapferer, eine Figur wie Kullstaf, Tartuff, Ibsen's Njalmar (Waldente) und andre. Der wackere Larasconese ist kein Privilegium seiner schönen südbrennlichen Heimat, auch unter uns weilen Tartarins in allen Spielarten, und wer ein bißchen Glück hat, lernt bald einen kennen.

Ich kenne einen radfahrenden Tartarin, eine moderne Abart. Den Namen will ich beibehalten, denn bei Tartarin darf man schon eine kleine Anleihe machen. Ja — Tartarin ist aufs Rad geföhnen, wie alle Welt; er fährt, oder genauer gesagt, er „reist“ Rad. Wiederholt habe ich ihn an verschiedenen Punkten der Stadt, an belebten Kreuzungen, in stillen Seitenwegen, an jein bißchlaues Rad gleiten, sehen leben, als erwarre er etwas, unbekannt was; dabei fährt er sich mit dem Taktentuch wohl auch über's Genick und die Stirn wie einer, der eine lastige Anstrengung hinter sich hat. Manchmal hebt er einen Bekannten, oder er wird von einem der Fußgänger erkannt: „All Heil!“

Tartarin grüßt nicht mehr anders. Er hat es gern, wenn man sehen bleibt und sein Rad betrachtet, das schlanke, tierliche, gabelartige Fahrzeug mit der abenteuerlich gebogenen Venstange, auf der eine Uhr in einem Etui befestigt ist. Und wenn dann, wie es üblich ist, der Zuschauer kein Wort in die Worte zusammenbringt: „Ein sehr schönes Rad,“ nickt Tartarin wohlgeföhlig und fährt mit dem Handbüchlein über die blaue Venstange; und manchmal sagt er hinzu: „Amerikanisch — man bekommt sie hier gar nicht, zehnmalhüßig — läuft wie eine Rennmaschine.“

Manchmal drängt sich einem Zuschauer die Bemerkung über die Spitzen, daß das Ding ein bißchen jart anstehe, worauf Tartarin die beruhigende Auskunft erteilt, daß er es eigens habe zu bauen lassen, weil er für seine weiten Touren, für Bergfahrten und dergleichen ein schweres Rad überhaupt nicht brauchen könne. Aber es sei beschleunigt fester und dauerhafter als die schwereren Maschinen, es habe sich auf dem Bremer, auf dem Weg von Innsbruck nach Gortina, und so weiter glänzend bewährt. „Es — das Rad, sein Rad, das große „Es“ seines Lebens.“

Tartarin hat im vergangenen Sommer allerdings Anstaltsarten aus Tirol an seine Freunde geschrieben, er ist dort gewesen, das mir historisch festzustellen; aber „es“, das Rad, begleitete ihn gewöhnlich im Gesprächsgegenstand des Gesprächs, oder es lag auf dem Dach des Postkoffers. Dagegen muß konstatiert werden, daß Tartarin alle Wege aus den Radfahrerkreisen kennt, aus der Radliteratur, die ihm kein Buchhändler jüßlich, und die er, auf dem Sofa liegend, durchblättert. So weiß er, wie die Straße zwischen Halle und Naumburg beschaffen ist, und jene von Köthen nach Barzschleben, auch über die Kilometerzahl der üblichen Touren ist er unterrichtet, er kennt die Spezialarten von Mittel- und Westeuropa wie ein Silbenschreiber die Alleen und Wege seines Gartens.

In seinem Aeußeren präsentiert sich Tartarin als Vireneisportmann comme il faut. Man sieht ihn nur im Zwartzer, der den Hals bis zum Kinn umschließt; sein Anzug ist, entsprechend der Jahreszeit und der Temperatur, hell oder dunkel; auf der Nase und an der Hand trägt er die Abzeichen verschiedener Vireneisclubs; seine Hosenknöpfe, die den Umfang seiner an sich dürftigen Waden prahlerisch vergrößern, bezieht er direkt aus England, und die Halsstübe tragen, nach dem Muster der professionellen Rennfahrer, Gummistößen. Er behauptet, daß man „nur“ mit solchen Schuhen fahren kann.

Ueberhaupt läßt seine Ausrüstung nichts zu wünschen übrig. Für die kleinen Räder, die besonders auf Landwegen eine Gefahr für den Radfahrer bilden, hält er die Peitsche und Knallerbsen in Bereitschaft, während er größere Räder, die in der Verfolgung beharrlicher sind, mit dem Taschenschlüssel, den er verborgen im Gürt trägt, niederknurren pflegt — so sagt er.

Die Kaufmännische enthält außer den üblichen jein veränderten Werkzeugen eine kleine Rolle Sechsbänder, für den Fall eines Malheur's, einer Verwundung, worauf ja ein schneller Terranfahrer immerhin gefahrt sein muß. Tartarin ist mehr als einmal gestürzt! Es giebt nach seiner Versicherung keine Stelle an seinem Körper, die nicht jeitweise blau oder gelb gefärbt war; er hat sich verschiedene Schenkel gezerzt und auf einer Tour im Schwarzwald das Gesicht ganz jämmerlich zerkratzt. Ein erster Unfall ist ihm aber — wie er stets unter Hingungung des „Aberwasen“ — herbeiecht, noch niemals zugefallen.

Es kommt eben jeit je auf die Geschicklichkeit beim Fallen an. Tartarin hat durch Scharfsein und Übung eine eigene Methode des Stürzens angeschaffen, er ist wochenlang in jeinem Stubenzimmer Probe gefahren und von Stößen und Tritten abgeprungen. Er unterzieht jein Geschicklichkeit im Fahren durch eine methodisch betriebene Zimmergymnastik, die jein Morgen im Bett beginnt. Er legt sich auf den Rücken und vollführt treibende Bewegungen, biegt die Arme aus, wie es beim Beschreiben kleinerer Kurven notwendig ist, eine Übung, die jein etwas jeit gewordenen

Gliedern jeit zuträglich ist. Dieser Bettgymnastik folgt ein Excercitium der Zimmergymnastik, um die Geschicklichkeit für die Erfordernisse des Radfahrens zu erheben.

Mit diesen praktischen Übungen gehen theoretische Studien Hand in Hand. Tartarin stellt sich jeit Aufgaben, die er auf die Tischplatte des Cafés, auf den Rand einer Zeitung zeichnet. Zum Beispiel A. B.: eine enge Straße mit zwei Abzweigungen. Von vorn links kommt ein Omnibus C., auf der andern Seite eine Equipage D. im jharren Tempo; aus einem der Querjahren F. wird gleichfalls Wagengeflüß hörbar, der Radfahrer mitten darin. Was hat er zu thun? Wie bereitet er sich aus der Verlegenheit? Und er brüht nun wie über einer Schachaufgabe.

Hat Tartarin jeine praktischen Morgenübungen, denen eine kalte Abreibung folgt, beendet, so wirft er sich in den Deck, und vor dem Thor wartet bereits jein Rad. Er läßt jeine prägenden Hände darauf ruhen, befestigt die Pneumatik, läßt die Pressenverrichtung spielen und die Glocke Probe läuten, und dann „hopp auf!“

Er biegt um die Ecke, und in der nächsten Straße läßt er die Unbekanntheit, die das ausgeführte Straßensystem dem Radfahrer bereitet. Er reitet ab und läßt jein Rad vor sich hin, bis zur andern Ecke. Das ist einer jeiner Punkte, an denen man Tartarin sehen kann. Da kommt gerade ein Bekannter des Weges.

„All Heil!“

„Sie kommen gewiß schon von weit her?“

Tartarin bejaht und thut, als werre er einen Akt auf den Kilometerzähler mitten an der Achse des Vorderrades, dann nickt er bekräftigt. Diese Uhr zeigt eine prahlerisch hohe Zahl, denn Tartarin läßt die Hefen weiterfahren, eine Woche lang, und mindestens ein Drittel der Kilometerzahl kommt auf Strecken, die nicht fahrend, sondern „schubend“ zurückgelegt wurden. Man will Tartarin jeit einmal dabei überhastet haben, wie er zu Hause auf einem Stuhl saß, das Vorderrad in Schwingung bringend, eine halbe Stunde lang, um eine hohe Kilometerzahl zu erreichen. Aber niemand hat es wirklich gesehen, es ist vielleicht nur eine bößharte Erfindung.

Tartarin vergewißt die Zeit nicht, wenn er so an jein Rad gelehnt an einer Straßenecke steht. Er beobachtet, er studiert. Er hält Selbstergründe: Wie wärdest du dich verhalten, wenn jeit dieser Omnibus rechts einbiegen würde? Was thätest du, wenn diese Equipage dir nicht ausweichen würde? Und so weiter.

Tartarin beschäftigt sich mit solchen Fragen, die ihm der lebhafteste Straßenerleber in mannigfaltigster Weise anbringt, und er löst die schwierigsten, kompliziertesten, die Geistesgegenwart und Geschick verlangen.

Eine romantische Weile sind Tartarins nächstliche Sohlen. Oft, schon nach Schlaf des Hausstehers, erhebt er mit dem Rad, dessen Laterne einen hellen Lichtkegel vor sich hinwirft. Da und dort leben noch Leute aus den Feinsten, um den Sommerabend zu genießen, wenn auch jeit nicht viel zu sehen ist. Da tritt „er“ mit dem Rad aus dem Haus.

Tartarin unternimmt eine nächtliche Fahrt! Er prüft noch einmal die Laterne mit dem spiegelblanken Reflektor, dann steigt er in den Sattel, und lautlos rollt er auf dem gepfeiften Befehl die stille Straße hinab. Er muß etwas vorbeiben, denn man konnte gemahren, daß er einen Mantel vorn auf der Venstange angehängt hatte. Solche nächtlichen Partien erfordern ein gutes Auge und eine Sicherheit, die nicht jeidermanns Sache sind.

Wo mag er hingehen? Dem Sonnenaufgang entgegen? Ein Zufallsfall! Der Tag genügt ihm gar nicht mehr! Und er weiß, daß man so nun nicht redet, er empfindet ein Vorkühn bei dem Gedanken, die Kunstfertigkeit der Radbarkeit, ihre Reize, ihre stille Bewunderung erneut zu haben.

Tartarin fährt durch einige Straßen; er klingelt, ohne daß es not thut, weil ihm bei diesem stillen Radfahren merkwürdig unheimlich zu Mut wird; er hat das Bedürfnis, ein Geräusch zu vernehmen, wenn er sich auch gleichzeitig nicht verjweigt, daß es unwürdig ist, dadurch einen nächtlichen Ueberfall zu provozieren und Strolche anmerksam zu machen. Ein Rad ist ein Wertobjekt, und es giebt genug Spitzböben, die noch jeine „Machime“ besitzen und billig dazu kommen würden.

Dort an der Ecke werden die Spiegelgehenden eines hell erleuchteten Cafés sichtbar. Tartarin erinnert sich, noch jein Abendstund gehen zu haben. Also vorwärts!

Vor der Thür hält er, sitzt ab und legt die Sperrvorrichtung an. Dann legt er sich vor das Café, auf das mit Epheuranken umstellte Trottoir, dicht neben jein Rad, und indem er nach jeiner Gewohnheit Hals und Stirn mit dem Taktentuch trocknet, befestigt er eine Erfrischung. Er vertieft sich in die illustrierten Journale und genießt wohl eine Stunde lang die Sommerfrische.

Angehören leitet er beim, denn die Feinde haben sich inzwischen geschlossen, die Straße liegt in nächtlichem Dunkel, jeiner der Radbarren und jein Widwid hat jeine Zurückkunft abgewartet. Und manch einer ist vielleicht mit dem Gedanken zu Bett gegangen: Ja, wer da mitkomme, wer das Rad, den Mut, die Beherrschung und die Geschicklichkeit Tartarins hätte!

Der Reiz ist wohl jeit ein störrische und ungeredterfertigte Empfindung, aber der Tartarin des Rades ist zu be-

neiden; er ist einer der Glücklichen unter allen jeinen Sportgenossen, die schlafen und geschicklichen nicht ausgenommen. Auf dem Rad erlebt er einen Traum von Heidentum, der ihm mit Hochachtung vor sich selbst erfüllt, jein Selbstgefühl trägt ihn hoch über die jeitgehenden Phantasmenaturen, er steht inmitten von Gefahren, und jede Minute kann von ihm eine außerordentliche Proavur verlangt. O, der Augenblick mag nur kommen, Tartarin wird jein Mann stellen... All Zeit!

Momentbilder aus Venares.

Von Dr. H. Wockl (Dresden).

(Mit acht Abbildungen nach Momentphotographien des Verfassers.)

Venares, die berühmte Stadt der 1500 Tempel, der Wallfahrtsplatz der Hindu an heiligen Ganges, enthält wohl jein modernen Globe Trotter, der Indien durchreist. Die rauhe Wirklichkeit entspricht nicht den Vorstellungen, die er sich von den Tausenden dort badender Hindufräuen und -männer prächselhaft hat. Mit einem blattierten „Richts Beisitzeres, nicht Erquickliches“ thut er die Erinnerung an Venares ab.

Und doch ist Venares für den Fortschritt indischen Volkslebens eine unerhoffte Handreichung, die ich mit jeit vermehrter Freude an jeinen indischen Reisen befinde. Sichtlich, als ich im Jahre 1890, aus den eisprangenden Tempeln der Natur im Himalaya, aus den reinen Kisten des erhabenen Gebirges der Welt herüberziehend, Venares zum erstenmal berührte, da konnten mich die zum Himmel qualmenden Spiegelscheiben von schmelzender Butter und brennendem Knoblauch, die unabweisen, zerfallenden Tempel an den trübtraurig baltinschleiden, lauen Gangesfluten nicht sonderlich begeistern; hatte ich doch jeit jein jein erst wenige Monate zuvor je jugendlich aus jeinen kristallinen Gletscherneellen am Himalaya hervorsprudeln sehen. Bei jeinen späteren Besuchen aber fämmerte ich nicht wenig um das sthetische Unbehagen, das im Dunstkreis der „dreimal heiligen“ Stadt Venares jein reinen künstlerischen Genuß aufkommen läßt.

Nurden wir heute nicht den mythologischen Gründen der Heiligkeit dieses Ortes nach, den der Hindu ja für eine der Verkörperungen jeines Gottes Schiwa betrachtet. Rein Wunder, daß hier alles auf den Schiwa-Kultus Bezug hat. Der große Tempel, der einft dem andern Hauptort der Hindu, dem Vishnu, gewidmet war, liegt in Trümmern, auf denen der jeigende Gangesfluß Kränze am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die schlanken Minarets einer Moschee erheben ließ, um weihin zu verfallen, daß der Jolan den brachmunisten Hindu-Kultus zu Boden geschmettert habe.

Doch werübergekauft sind auch diese Tage, und es folgte eine andre Fremdberrschaft, die klug genug ist, die Hindu nach ihrer Façon jeit werden zu lassen und in ihrem Kultus nicht zu jören.

Die Sehnenswürdigkeiten von Venares sind schon oft beschrieben; dieselbe Horde fremdenföhrender Valunken treibt die europäischen Reikenden jagend jagend heilig und geräuschvoll aus den Ställen der heiligen Kühe in „goldenen“ Tempel zu dem Tempel der heiligen Affen, von den blenden Badegabals zu den unruhigen Erfrischungsbäumen, bis der überhäufige Reikende troß jeit, den ganzen Tag mit den Rücken zu haben — obgleich er oft den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat.

Schlimm, wie der Hindu nun einmal ist, bemüht er sich nämlich, den verfallenen Europäer möglichst wenig an die Stellen gelangen zu lassen, an denen das indische Leben in aller Stille die weissen, schönen Mäntel treibt. Vor allem jucht der Hinduwäner die Radfahrt längs der Badepflats, die Gangesufer des Reiseprogramms jeiner Herrschaft, möglichst reizlos zu machen. Angeklickt jeit es bald an Fahrzeugen, bald an Fährleuten. Der Reikende ahnt es nicht, wie sich, indem er die entzückend süßen Morgenstunden unruhig verwarren muß, die Physiognomie des Gangesfräudes zu jeinen Ungunsten ändert. Während im Scheine des Mondes, im Schimmer der aufblühenden Morgenröte nur Vertreter der höchsten Kasten, Rajads und Brahminen, edle Frauen und jarte Mädchen, in hellfarbige Musselinfächer gehüllt, im Wasser stehen und das Gangesbad aus goldenen oder silbernen Votivthalen über ihre Glieder schütten, unbekümmert um das laut in Venares so streng beobachtete System der Frauenabstrichung, werden von Stunde zu Stunde die Badenden „unmerkentlicher“; sind schließlich nur noch armeniche, verlämmerte Gehalter der Repten des Volkes an den Ufern zu sehen, dann erst läßt der still lächelnde Hinduwäner den Europäer großmütig dieses Schachspiel gewinnen, der dann jeiner Enttäuschung natürlich gerechten Ausdruck verleiht. So auch in den Tempeln. Wohl sieht der Reikende genug derselben und darinnen wiederliche, unabweise Reifer und Brahminen niederen Ranges in Menge, aber die Ehre der geheimnisvollen „Aomso“, die Klotter und Juchtsorte europäerfeindlicher, bald nur noch in Legenden vorlommender Hüfer aus den vornehmen Klassen des Volkes bleiben ihm verschlossen.

Zu einer der merkwürdigsten Stellen dieser Art führe ich den geneigten Leser durch eine der Abbildungen.

Das Kloster, in dem sich dieser Ort befindet, hat historische Bedeutung, denn hier verbrach sich — am Schluß des vorigen Jahrhunderts — der letzte unabhängige König von Benares auf der Flucht vor Warren Hastings, dem stahlharten Dranghänger, der mit einigen Tausend vorzüglich bewaffneter englischer Abenteurer diesen merkwürdlichen, weidwärtigen Hindustan aus seinem Palaste vertrieb.

Hier, inmitten dieser Schwa-Idole, dieser alten feineren Eingamkanten, die er so oft andächtig mit Gangeswasser, mit Milch und geschmolzener Butter begossen hatte — wie es jetzt eben die mit heiligen Andengetriebe besäunten Jagis (Häher) thun, deren nie beschmutzte Haare bis zu den Hüften hängen — inmitten all dieser Eingams, die er so oft mit Jasminblüthen bekränzt hatte, fühlte der fromme Hindustani sich sicher; er wußte, daß selbst ein Warren Hastings nicht wagen dürfte, dem Verbot der Brahminen trotzend, dieses Heiligthum zu betreten.

In diesem „Nomi“ bringen diejenigen Brahminen zwölf Tage mit Verehrung des Gungam-Idols zu, die von Benares als Sannassis hinausziehen wollen, als „Vete“, die freiwillig alles hinter sich gelassen haben, ihren weltlichen Besitz und alles, was das Leben schmückt, um unter einem abgelegenen heiligen Baum zu hausen, in einer einharnen Schicht ihre Tage als entzagsvolle Mönche zu beschließen. Nichts an der Seite ist einer von diesen Sannassis. Einst im Vollzuge aller Pflichten schwelgend, wundert sie von hier aus in die Einamkeit, nur mit einem baumwollenen Tuche bekleidet, eine Kette von Fruchtkernen um den Hals, an der sie ihre Perlenketten zählen, auf der Schulter ein Antilopenfell zum Nachlager, in der Hand die Bettelstange, die „Veta“, aus der sie auch beim Baden das Wasser andächtig über Kopf und Schultern gießen. Ein fahrender Siab in den Angehörigen dieser Sekte jedoch nicht vor dem höchsten Jahre erlaubt.

Nicht allein in so kritischen Zeiten schwerer Heimtückung, wie sie seit zwei Jahren über das arme reiche Indien dahinjiehet, nein, Jahren, jahraus pilgern unzählbare Hindumassen nach Benares, das für viele der Ort wird, „von des Perzels kein Wanderer wiederkehrt“. Schwerante und Sterbende lassen sich mit thierischer Eile nach Benares schaffen, mittels Eisenbahn, Palankinns oder Ochsenkarren, auf dem Rücken von Mulets und Kamelen, um angehts des über dem heiligen Gangesstrom aufstehenden Tagesheiligtums ihre Augen zu schließen und dort verbrannt zu werden; der Tod weicht keine Schreden für den Hindu durch die Gewißheit, daß die in seinem Körper, zu Schmerz und Lust geängsten Atome nach dem Absterben in Widertrom der „ewigen Mutter Ganga“ umertast werden.

Will der Vete mit mir den Verbrennungsplatz „Munis-lama-Ghat“ oder bürning-ghat, wie der Engländer sagt, besuchen? Freilich erfordert der Anblick leise Kerzen, besonders zu Zeiten verheerender Epidemien, wo hier täglich Hunderte den Flammen übergeben werden.

Vangum ruhet unter Barke an den endlosen Treppen nachher, die aus moirten Tempelhallen und Palasthöfen das Ansehen hinunterziehen. Jetzt, am Nachmittage, liegen diese Marmors- und Sandsteinbauten verödet, auf denen bei Sonnenauf- und niedergang ein unabsehbares Kommen und Gehen von Padenden wegt. Die und da hocken unter riesigen Sonnenhitzen aus Bambusgeflecht ein paar nackte Jagis, blühung geworden durch unabhätiges In-die-Sonne-Starren oder ähnliche Anstaltungen.

Dort aber, inmitten des schimmernden Palastes des Rajah von Nagpur — der gleich allen brahminischen Rajahs kein eigenes Hofgebot am Ganges besitzt — dort herrscht geschäftiges Treiben. Kanthwesten qualmen empor und tragen die furchtbaren Tüte verkrampft fliehend, verengter Haare und Anoschen zu uns herüber.

Wir lassen die Fährten der Kuber in den Strom stemmen und fotografieren vom Schiffsbord die Uferkette. Wo sind unter fast weißwollen Vorstellungen geblieben, die wir von den indischen Scheiterhaufen begten, entsprechend den phantastischen Malereien, die ihn so oft als das hehre gemeinsame Flammengrab des Hindu und seiner ihm freiwillig folgenden Witwe verherrlichten?

Zahlreiche Steinplatten und Uebelstern erinnern an jene „Sattis“, die bis zum Jahre 1830 hier mit den toten Gatten verbrannt wurden — aber wie oft wurde wohl deren „Freiwilligkeit“ durch Niedereinander mittels Striden und Hebebaumen befördert, während gellende Mischelhörner und rasender Trommelarm den Hysterie der Unglücklichen überstonte!

Da stehen am lehmigen Gangesufer vier niedrige Holzstöbe, in denen bereits die Leichname verpackt sind. Wir sehen die Hüfte der Weiblichen an den Füßenden der Scheiterhaufen hervorhaken. Einige Thams, Parias niedriger Sorte, sind beschäftigt, trockenes Stroh zwischen die Holzstücke zu stecken und geschmolzener Butter zu begießen, damit der Holzstoss Feuer fängt, sobald ihn der nächste männliche Anwesende des Verstorbenen mit seiner Fackel aus wohlriechendem Sandelholz berührt.

Ungewöhnlich, für unser Gefühl sogar verletzend, ist alles, was mit dem sterbenden Hindu geschieht. Stirbt er innerhalb seines Hauses, so wird er, in ein weißes oder gelbes, rotgepunktetes Laken gewickelt, auf einer roten Bahre aus dem Hause getragen — aber nicht durch die

Thür, sondern durch ein in die Wand geblagenes und dann schnell zugemauertes Loch, damit die abgelebene Seele keinen Hindernis zu den Hinterlebenen habe und sie nicht beunruhige.

Am eiligen Trabe schleppen die Träger, beständig „Zat hat, hat hat“ leuchtend, die Leiche an das Gangesufer, wo sie einige Zeit so niedergelegt wird, daß sie von den Wellen des Stromes heipült und von der Sonne beschienen werden kann, wie dies auf einer unrer Abbildungen ersichtlich ist. Daß gerade diese heiligen Wellen Zeichen schnell weiter verbreiten, ahnt der Hindu nicht.

Verstorb der Kranke aber in unmittelbarer Nähe dieses gebenedeiten Ufers, so wird eine Hundsvoll Gangeschlamm auf die erblehenden Lippen gedrückt, dann wird der Verstorbene auf die Bahre gelegt, die in das Gangesufer getaucht und schließlich zwischen die Holzstämme oder gedrehten Andengetriebe des Scheiterhaufens verpackt. Einige schwaalichen Sekten beobachten den furchtbaren Prand, zwar eine Kadavus auf dem Schadel des Toten zu zerlegen, der dann von dem Orte überströmt wird.

Der Holzstoss links liegt bereits in vollen Flammen; wo aber weit der Verbrände, der sie entzündet? Dort lauert er gelassen — links oberhalb des Scheiterhaufens — neben dem Gefächlein einer Satti, während ihm nach Hindustani ein Barbier die Haare spiegelblank vom Kopf ihert. Hat er auf diese Weise seinen Verlust Ausdrack gegeben, so kramt er mit den andern Verwandten eine gemeinschaftliche, mit Spinn gefüllte Kula-Bastertüte, bis der Holzstoss brennendergebrannt ist — dann krameln die Hinterlebenen die nicht völlig verbrannten Gebeine, begießen sie mit Milch und geschmolzener Butter und versenken sie schließlich in einem Tonkrug in den Ganges.

Noch lassen wir die Toten ruhen! Wir rudern ans Land; unser Wagen karrt durch die engen Bazargassen. Wohl hergen die witzigen Läden oder rädiger, die darin angepöndelten Traben die lesehende Augenweide: buntige Prastoffe, wie für Ofen geflochten, Stickerien wie für das Hochgezeug einer Rentkinnig, — kann zu überhängende Schmuckstücken würde der Händler aus den umstehenden Rihen und Röhren auf unren Wind entbullen — doch heute mühen wir eien. Unser harret ein nicht alltägliches Schauspiel. Wir sind vom Intendanten der Gangesufer zur Befichtigung derselben eingeladen; zwei riesige Nichtbäuer lehnen den aus ganz Indien in Benares zusammenströmenden Hindu die Achtung vor den englischen Gelehen: das Central-Zoll und Militär-Zoll.

Holl bezeugt sind die langen Hallen in den von radialen Mauern durchzogenen freisunden Höfen, mit deren Hilfe der Verkehr der Besangenen bei etwaigen Meutereien gehemmt werden kann. Nur die Ueberleitung liegt in den Händen weniger Europäer, die Aufsicht wird durch Strallinge von unrer Führung bewahrt.

In der Tapfertheide oder am Nachbord, am Rückertrog oder am Schindeldener müssen die Besangenen arbeiten, je nach ihrer Klasse. In der langen Halle dort hocken die Teppichweber, die nach uralter Weise ihre Teden weben, natürlich, wie bei allen Handarbeiten in Indien, unter Jubelstimmung der Hute. Mit den großen Jelen wird der Schußhaken hin und her gezogen, während die Hände das Pedalen registern.

Kaufmännereise tritt die den Engländern eigne Sorge, das Kassenverord der einfuhrreichen Brahminen zu wahren, selbst hier im Gangesufer zu Tage. Nicht allein, daß die eingeperrten Brahminen bei ihrer Arbeit häufig unter sich Weiden dürfen, selbst das Essen erhalten diese Kerren aus einem Extraktel, in dem wir Köche herumrühren dürfen, die gleichfalls die heilige Schmar der Brahminen auf der Schulter tragen. Hat aber gar ein Spitzbube oder sonstiger Verbrecher, der der Brahminenkasse angehort, die in den indischen Gangesufer seit einigen Jahren wieder eingeführte Preußische Verord, so wird ihm die neunschwänzige Kaze nur von einem Mitleidigen aus gleich hoher Kasse verabreicht.

Zammergeheil eines becaat Gesepten dringt an unrer Ohr, wir wollen den Schalle nachgehen. Da plötzlich öffnet sich hinter vor uns eine Kerkerthür, heraus tritt ein Stralting, Todesgraven in den englischen Hagen. Ein im Strage gegen Birna gelangener Hauptling — jetzt ein verlorener Mann, der seinen letzten Gang antritt. Er hat sich gegen einen ihn peinigenden Aufseher zur Wehr gesetzt und ihn mit den Eisenringen niedergebunden, die er von seinen gefesselten Hühnscheln erh — ein todeswürdiges Verbrechen!

So stramt ein erschütternder Grund nach dem andern auf unrer Kerren ein, und doch dringt es uns, nach weitere Umchau zu halten. Nur widerstrebend wird uns auch das Frauengefangnis geöffnet, zunächst die Kornmühle Welches Anrichen, Anrenen, Kauschen der wuchtigen Mähmaschine! Zwei Frauen ergreifen die Handhabe des oberen Steines und drehen ihn im gleichen Takt mit den andern Frauen auf dem unteren, größeren Steine herum.

An Stahlingen tragen die Weiber hölzerne Klöße um den Hals, auf denen ihre Sünden und die Tauer ihrer Kerkerstrafe zu lesen sind; in weisse Tücher sind die „Leichteren“, in orangefelbe die bösrätigeren Verbrecherinnen gehewet. Diese letzteren werden mit dem nächsten Transport außer Landes, auf die Andamanen-Inseln, geschickt.

In dem angrenzenden Spinnhaus erregt eine beartigte Crangeweide unrer Aufmerksamkeit. Morgen soll sie wegen der Gemordung ihrer beiden Töchter in die Strastolome abgehoben werden. Heute hat man ihr die zweifelhafte Wohlthat erwiesen, ihr kleines Söhnchen auf einige Abschiedsstunden in ihren Arker zu lassen. Aberglaube und Kastenzwang haben diese Frau zur Verbrecherin gemacht. Ihre Malle gebot ihr, die Vermählung jener Töchter bereinigt mit einem für ihre Mittel ganz unverdinglichen Aufwand zu feiern, der Aberglaube aber rante ihr zu, daß sie sogar ein gutes Werk thue, wenn sie die kleinen Mädchen vor dem Pisse des elientenköpfigen Gheantes Wusch in einem Kessel mit siedender Milch zum Eyer bracht, denn zum Volke würde sie diese beiden Kinder nochmals als Anaben gebären. Gabe Gedulammen mußten in früheren Zeiten den Brautinnen erlegt werden, damit sie in solcher Weise den unerwünschten Mädchenbestand vermindern hätten!

Nächten wir uns aus diesen Jelen des Schicksals und des Glends hinaus ins Freie! Wie fällt hier draußen das milde Grün an den Abendwind wehenden Wohlfeiler unrer Augen, die noch von den jenen durchgüllerten, lehmgelben Kerkermauern gelendet sind!

Die Mohalfatur, die Spinnfabrikation, hat zwischen Benares und Obazpur ihren Hauptst. Unter Bild zeigt eine Hindustani, beschäftigt, die grünen Mohalfspie mit einem Messer aus fünf schmalen zusammengehenden Eisenlingen einzuschneiden, während der im Felde lauernde Mann den herauspendelnden Stoff mit einer feinen Feinleiste zusammenfragt. Streng achten die Aufseher darauf, daß nichts von dem kostbaren Spinnstoff verunreinigt wird; selbst die Wuchwasser der zum Pressen der Spinnfäden dienenden Holzformen werden eingedampft, um die darin etwa gelösten Upiate zu gewinnen.

Inzwischen ist es Abendessenzeit geworden. Das Kothhaus für europäische Reisende, der Dal-Bungalow, ist leidlich behaglich; der Koch hat ein delikates Huhn mit Reis gekocht, er hat es sogar auf mein ausbündliches Bitten nicht lebendig gerupft, obgleich ihm das hoch unerbittliche Spah bereitet, — was will man mehr? Mit unigen Gesehen denke ich überdies gleich an diesen Abend im Dal-Bungalow an Benares zurück. Ich hatte nämlich bei meinen mittels Magnetnähmaschine erzielten Aufnahmen in den düsteren Gangesnischen noch eine unbemerkte Mähre häufig behalten. Wie war's, sagte ich mir, wenn ich damit zum Tageschluß die mit bedienenden Andier menschlingle anwähme? Die braunen Parichen hatten mich durch ihre Weigerung, mir zu einem Bilde zu sitzen, ein wenig verdroffen, sie beriechen sich als Moslemia lallstehend auf Mohammeds Verbot des menschlichen Abbilds. Nebenbei bemerkt, sind die bei Tisch aufwartenden Diener stets mohammedanische Hindu — brahminische würden sich überdies zu bewegen sein, ihrem Selbst ein schattes Aitel-Vertheil oder ein ähnliches Gerächt vom „heiligen“ Mund an die Tofel zu stellen.

Das Anstünd reizte mich, Mings verbrach ich, während die Diener die Mählein anrichteten, den photographischen Apparat und die Mähpatronen zwischen meinem Berg von Koffern und Kisten, selbst Tisch und Stuhl auf der Mähstube ein, zog die Kofferte auf, leitete die Enden des die Mähpatronen mit dem Trokemelement verbindenden Drahtes in Messer und Gabel, die ich berührte, als die beiden Diener ihrer gewohnten Blage am Tisch eingewonnen hatten. Pünktlich flammten die beiden Mähle empor und konnten die Jüge der Porträtände auf die photographische Platte. Wie erschrecken die Kerkerhüt! Während ich zum Apparat lief, um die Mäherte zu schließen, zog der eine Mähmann müdig und schneidig eine Mähle Ingwerwürze, die er gerade in der Hand gehalten hatte, auf die ganz unvorbereitete Lampe aus, der andre aber war bei der Entladung zu Boden gestürzt und lag mittelst auf der Kaze. Auf dem Tisch oder hieb alles so schon und ruhig stehen, wie ich es vorbereitet hatte: mein „Himalaya-Album“, in dem ich einige Ergebnisse meiner Himalaya-Besichtigungen verewigt habe, und davor das köchelnde lächelnde Bildnis meiner Frau, das sie mir stets als Nementis in das Land der schiefeladefarbigen Wäldern mitzugeben pflegt.

S p r ü c h e.

A. Stier.

Wohl jedem, der, wenn der Tag sich erheit, Ein Cruzas hat, darauf er sich freut: Des erwachenden Kindes Morgenluft, Von fernem Freunde Dienst und Gruß, Am Rosenrot, den er täglich begießt, Die reite Kniebe, die sich erhebt; Salsd keines Gluck am trüben Morgen Bergolbet selbst einen Tag voller Sorgen.

Der allwissend von seinen „Rechten“ spricht, Nimmt's nicht nicht allzuheuer mit seiner Pflicht.

Wo der Mund zu groß geraten, Fehlt's der Hand an Kraft zu Thaten.

Wer sich kheit vor den rauhen Bergen, Dem kommt die Gefahr auf den glatten entgegen.



Gianna. Kopf von Gianna mit dem Rosenkranz-Kranz.

Eine Künstlerfabrik nach Kallbaken.

Humoristische Erzählung

Kurt Gekberg.

II.

„Gottlob, meine Konzertsoliste war fertig und meine Schneiderin hoben mit einem Seufzer der Erleichterung entlassen, als Mezerino mit der Triospartitur erschien.“

„Wo ist Späghen?“ fragte er nach kurzem Gruß und schlenkerte seinen weichen Sommerhut auf den ersten freien Stuhl. Er duckte distret nach Alkohol.

„Sie wird wohl gleich kommen.“

„I wo, die hat sich versteckt.“

Dann ging er schnurstracks nach dem Alkoven, um die Vorhänge zurückzuziehen.

„Halt, Mezerino! Was fällt Ihnen ein! Sie haben wohl eben bei Hansen geküßt?“

„Mit Volle. Steinberger Kabinett.“

„Sein Interesse war aber nur auf die Spag gerichtet.“

„Wie lange wollen Sie eigentlich noch Vogel Strauch spielen?“ rief er nach dem Alkoven hin.

„Sie ist nicht da,“ lächelte ich.

„Halten Sie mich doch nicht für so dumm,“ sagte er verächtlich. „Sie lief doch vor mir die Treppe hinauf.“

„Nicht möglich.“

„Jawohl; ich traf sie auf der Straße. Sogar die ersten Stufen bin ich mit ihr heraufgegangen. Sie schaute über die Giege. Bei jeder Bewegung flappete sie zusammen... Na, da wollt' ich ihr behilflich sein,“ er lächelte vieldeutig, „und wupplich, hässlichgehehen, lange Nase und wie 'n Biemel die Treppe rauf! Wenn ich nicht gestolpert wäre, hätt' ich sie eingeholt. Natürlich steckst sie irgendwo hinter dem Vorhang oder gar unter Ihrer Bettdecke. So was Dummes!“

Nachlässig zog er die Noten unter dem linken Arm hervor und stellte sie aufs Klavier.

„So kommen Sie doch endlich zum Vorschein, Sie kleine Hexe! Wir können ja ohne Sie nichts anfangen!“

Da klingelte es stürmisch, und herein schoß wie eine Pistolenkugel die Spag.

In ihrem bräunlichen Alltagskleide hatte sie wirklich Aehnlichkeit mit ihrem gefiederten Namensbruder: kurze gekräuselte Haare und ein behender Schnabel.

„Pub, puh! Wie heute die Sonne steht!“

Sie riß sich das kleine Vorett vom Kopfe und schlenkerte es am Gummiband fächernd um ihr Gesicht. Dann that sie, als erblickte sie erst jetzt Mezerino, der, seinen Schnurrbart drehend, am Ofen stand.

„Menschenskind!“ Sie schon hier? — Sie sagen ja nicht pip. Ja, ja, wenn man abgefallen ist — —

Sie blinzelte ihn schelmisch an.

„Sie waren ein bißchen grob,“ murmelte er, aber seine Lippen träufelten sich.

„Und Sie dreist.“

„Ach was!“

„Wollen Sie das etwa noch bestreiten?“

„Aufs bestimmte.“

„Nun, hören Sie nur, Hagemännchen!“

„Was hat er denn gethan?“

Sie guckte ihn herausfordernd an.

„Ins Ohrläppchen hat er mich —“

„Klinglich frocte sie und wurde dunkelrot.“

„Reihen wollen,“ vollendete er. „Sie biestens mir ja förmlich hin.“

„Da bin ich roch 'nangefsprungen bis auf den Boden...“

Mezerino, der bei einem Vortischarmügel mit der Spag immer zu kurz kam, drehte räuspierend den Klavierstuhl auf seinen Jenit, hielt die beiden Arme fest darauf gestützt und sagte: „Zum Heben haben Sie heute wohl keine Lust?“

Sie sprang auf, nahm den ihr auf diese Weise angebotenen Platz sofort ein, legte beide Hände über ihre kleinen Ohren und steckte die Nase in die Noten.

Mezerino lachte und murmelte vor sich hin: „Ein allerliebster Frag!“

Sie riß sich die gezwirnten Handschuhe von den Fingern.

„Die Giege! Wie 'ne Sülze bin ich, wie 'ne Sülze! — Was — Tristan? — Konnten sich fürs Konzert auch was Anspöchernderes aussuchen! Ein Liebesgerre, bei dem jeder Vernünftige fecktraut wird. — So lassen Sie doch Ihre Hand von den Noten, Mezerino! Sehen Sie — bums! Da liegt der ganze Kladderadatsch auf der Erde! Du meine Güte! Ich dacht's ja. Geben Sie noch ein dickes Heft her, Hagemännchen; Männer haben keine blaße Ahnung von Korrektheit. So, dann könnten mer also anfangen.“

Mit diesem beliebten Stichwort nistete sie sich festen Aukes förmlich vor dem Flügel ein. Zwei breite Fetarabänder klirrten auf die Prüstung des Instruments; es folgten drei schmale Fingerringe, und nun kam das Taschentuch an die Reihe.

Die Manipulation mit dem Taschentuche war eine mit der Spag engverwachsene Angewohnheit. Wie sich der Spag den Schnabel wegt, ehe er kirischen pißt, so war diese Angewohnheit ein geradezu unentbehrliches Moment bei jeder Kunstleistung des Späghens. Unter keinen Umständen begann sie je zu spielen, ohne die Tasten zuvor mit dem Taschentuche abzustauben und die Hände heftig und nervös damit zu reiben, als ob hierdurch eine dem Spiel notwendige Elektrizität entwickelt würde. Und schließlich warf sie das Taschentuch mit Tanzstunden-grazie zu der übrigen abgelegten Flügelformation. Das war das minutiöse Präalubium ihres Spiels.

Nun ging's los.

Mezerino probte recht gleichgültig und befieste sein Hauptinteresse auf Späghens rofiges Obr, in dessen kleinem Äpfel ein echtes Perlehen wie auf pfirsichfarbenem Sammet glänzte.

„Das geht ja famos,“ sagte er, als wir fertig waren. „Selbst eine Cortagali ist erfegbar.“

Die indirekte Schmeichelei floß mir wie Honigseim ins Herz.

Die Spag schnurrte sich auf ihrem Klavierstuhl blüßschnel zu uns herum.

„Wissen Sie eigentlich, Hagemännchen, was ihn nach Kempen zieht?“

Wie solche Frage doch überraschen kann! Mezerino hatte mir zwar den Anstoß zu dieser Konzertfabrik mitgeteilt, aber diese Bemerkung setzte plötzlich ein Fragezeichen dahinter. Ich sagte nicht ja, nicht nein, ich sah nur die Spag mit jenem Gesichtsausdruck an, den kluge Leute mit arduum bezeichnen.

„Mein Gott, Sie wissen's ja,“ versetzte Mezerino ungeduldig.

„Das, denken Sie, soll ich glauben, daß Sie da nur Ihrem Schulfreunde Cohn zuliebe hingehen? Sie thun doch nie, was Ihre Freunde wollen, sondern Ihre Freunde thun, was Sie wollen; das kennen wir doch von Velle her. — Möglich, Ende Juni, bei Siebzig nach Kempen! 's ist nicht zu glauben! Wahrhaftig, Mezerino, zuerst hab' ich gedacht, bei Ihnen tappelt's.“

„Mein Gott, im Winter kann man doch nicht nach Kempen fahren!“ rief er aus.

„Warum muß es denn durchaus Kempen sein?“

„Schad! Schwerenot — es ist doch aber nun einmal Kempen! Und wenn Sie keine Lust hatten, dann hätten Sie's eher sagen müssen!“

Er rampte erregt im Zimmer herum.

„Gi du meine Güte,“ gab sie trocken zurück, „natürlich komm' ich mit nach Kempen! Ich werde Sie doch nicht allein ins gelobte Land reisen lassen! Da kann man gar nicht wissen —“ Sie brach ab und schnurrte wieder in ihre Accommodationsstellung zurück. Sie begann zu spielen... Das einsämeidelnbe, „Warum“ von Schumann war der Nachklang des kleinen Disputis.

Diese zwei waren ein personifiziertes Lustspiel für mich. Möchten sie sich? Möchten sie sich nicht? Liechten sie sich einseitig? Liechten sie sich wechselseitig? Oder waren all diese kleinen Redereien und Scharmügel nur der Maskenflügel eines originellen Humors? Ein kuriozes Paar!

III.

Die Fahrt nach Kempen war heiß und langweilig.

Volle hatte uns eingeschifft und uns Damen eine köstliche Bonbonniere mit auf den Weg gegeben.

Mezerino hatte schlecht geschlafen und sah uns gähnend gegenüber. Sprach er, so waren es nur wehmütige Stimmungseufzer.

Trotzdem erreichten wir noch als leidlich zufriedene Staatsbürger den von der Stadt abgelegenen Bahnhof Kempen.

Die Coupéthür wurde aufgerissen, und ein kleiner Mann mit einem Gesicht wie eine Zitrone, rötlichem Haar und rötlichem Vollbart bot uns in freudigem Lächeln das Willkommen von ganz Kempen. Es war Isidor Cohn.

Die Spag fraß ihn förmlich mit einem Blick der Neugierde.

„Ergebenster Diener, ergebenster Diener, meine Damen. Mein Name ist Cohn! Wenn Sie sich mir anvertrauen wollen! Es ist alles bereit für Sie. Sprungfedermatratzen haben Sie auch. Es ist alles aufs feinste! Bitte, Ihren Handkoffer, Fräulein, Ihren auch, Mezerino. Man kann auf dem Bahnhof nie genug Hände haben! Langsam, langsam, meine Damen! Der Zug ist so galant, drei Minuten zu halten. Ich bin nämlich ein intimer Freund vom Mezerino —“

„O, wie Mezerinos Nase in die Luft ging!“

„Wir haben uns eigentlich seit der Schule nie wiedergegesehen,“ nuschelte er.

„Das stimmt, das stimmt —“

„Ja, das stimmt. Intim ist also was anders.“

— Wie ging denn der Biletverkauf?“

„Alles gut, alles gut. Kein Stühlchen mehr frei —“

„Wagen hier?“

„Gi natürlich, natürlich. Für Sie einen und für die Damen den von der Frau Goldstein. Die Frau Goldstein hat gesagt, was wäre so 'n großer Künstler wie Mezerino, der müßte fahren in einer Coupage ganz allein.“

Mezerino reckte sich. Er war ganz einverstanden damit, allein zu fahren.

„Hat sie denn verkümmerten Ausdruck noch bei sich?“ sagte er wehmütig.

„Wie heißt — Ausdruck? — Einen Papagei hat sie im Haus, aber keinen Ausdruck.“

Die Menschen drängten und hoben um uns herum. Mezerinos Kanne war noch immer nicht rosig. Daß Velle bei dieser Exkursion fehlte, lag ihm schwer im Sinne.

„Geben Sie doch vorwärts,“ brummte er Cohn zu, „daß wir endlich aus diesem Gedränge herauskommen.“

Cohn drehte sich hastig nach ihm um.

„Die Leute sind nur hier, um Sie zu sehen, Willibald. Hab' ich doch gemacht für Sie eine große Melkame. Hab' ich gesagt, seit Methusalem, hab ich gesagt, wäre so was von Stimme nicht das gewesen.“

Ich wußte noch nicht, daß Methusalem je ein großer Sänger gewesen.

Wirklich war der Perron und die Halle von einer Menschenmenge, deren Kopfzahl auf eine Stadt von fünfzigtausend Einwohnern schließen ließ, belebt. Indessen war Kempen so beides, sich mit dem zehnten Teile in geographischen Lehrbüchern verzeichnen zu lassen.

„Da stehen die Wagen,“ sagte Cohn und schob sich auf die Treppe hinaus.

Mezerino aber blieb einen Augenblick nie angewurzelt stehen, elektrifiziert durch eine hellgeleibete, jugendlich schlank und üppige Gestalt mit edeln Zügen, warmer Gesichtsfarbe und schwarzem Haar, deren tieftraurige Augen mit unverkennbarer Spannung seinem Vorwärtsdringen entgegenstehen. In ihrer Hand, die ein Handschuh in Marceller Imitation umspannte, winkte ein Strauß dunkelroter Rosen.

Jetzt war's, als ob sie ihm denselben über die sich zwischen ihr und ihm bewegenden Schultern hinweg zureichen wollte, aber sein Blick, in den sich die letzte Bewunderung drängte, schien sie zurückzubalten. Sie sah wie erschrocken vor sich nieder.

Den Späghen ging dies offen zur Schau getragene Schönheitsgefühl ihres Adols unangenehm auf die Nerven. Sie gab ihm ungeduldig mit ihrem Sonnenschirm einen Stoß in die Rippen.

„Marich, marich, marich! — Zu was bleiben Sie denn stehen wie die Kuh vorn neuen Thore?“

Das wirkte.

Unten auf dem breiten Vorplatz bielten in der

Prallsonne zwei klapprige Halbshaisen. Ihr Geburtsjahr mochte auch auf Methusalem zurückzuführen sein; die Pferde waren ebenfalls keine Wüchlinge mehr; ebentonieng der Kutscher, der wie sie mit einem Narzißstrauch besetzt war. Das Ganze war also aus einem Gusse. Rings um die zurückgeschlagenen Wagen lief eine dicke Guirlande aus Eichenlaub, die kräftig duftete und dank allerlei Sommerblumen wie ein Geburtstagsfestkrantz erdhen.

„Nanu — u — u?“ stammelte Meccerino, der jetzt im Vollbesitz seines zweiten Menschen war.

„Alles zu Ehren der Künstler,“ dienerte Cohn. Wie ein König hiez Meccerino ein; Cohn folgte ihm wie sein Stammbdiener.

Blüthlich stog von der obersten Stufe der Bahnhofstreppe der Subdignungsgruß einer zarten Hand nieder: die dunkeln Rosen lagen zu Meccerinos Füßen.

„Von der Glasphira,“ hörte ich Cohn zischen. Die Spag stand mit einem Fuß bereits auf dem Treittbrett unter der Guldigungsvorgänge drüben.

„Gi gar!“ rief sie, und in ihre Wangen hiez lebhaftes Rot, während ihre Augen wie gebannt an Meccerinos Bewegungen hingen. „Das sieht sich ja keine an, wie 'n Rendezvous. Hab' ich's nicht geahnt, daß hinter dieser Konzertsfahrt was steckt?“

„Steigen Sie nur ein, Spägchen. Die Leute beobachten uns schon!“

„Tue ich was Unrechtes, wenn ich dahin gude?“ — „Sehen Sie doch nur, wie er das Bonquet aufhebt! Wie er mit Gefühl daran riecht! Die ganze, wirklich die ganze Note steckt er rein! Und nun kehrt er sich gar nach dem Zieraffen um!“

Lebensschaffliche Eiferhüt durchstürrte ihre Stimme.

Ja, er sah sich nach dem schönen Mädchen um; aber nicht mit vornehmer Höflichkeit, um mit einem Blick voll Dank und Ergebenheit die Gabe zu einer unverbundenen zu fesseln, nein, er sah sich mit der Selbstübergengtheit eines Ringkämpfers um, der das Reigen der Huld einstreicht wie ein Goldstück, für das er sich ein pikantes Abendessen leisten kann.

Aber die sympathische Erscheinung war verschwunden.

Er hatte nachlässig den Strauß auf den Rücken geworfen und lachend einige Worte an Cohn gerichtet, welche dieser mit geheimnisvoller Wichtigkeit beantwortete, indem er mehrmals mit dem Daumen über die Achsel zurück nach der Bahnhofshalle wies. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Das Gesicht der Spag hatte sich verdußert. Wie Liebesärger lohete es ihr auf den Wangen.

„Er ist ein Don Juan!“ stieß sie aus.

Was war doch der Landwey nach Kempen so weich und so mechtig. Wie in einem Schiffe schwannten wir auf den ausgedehnten See, segeln durch den Sand, der, frei nach Freiligrath, als graue Säule hinter uns herwirbelte. Nam einmal ein Stein, so floger wir in die Höhe, und Spägchen rief zornig: „Au!“ Sie war heut entsetzlich empfindlich. Ihre Klaviertessel waren doch auch nicht gerade Luftkissen.

Endlich Pfaster — endlich Kempen. Ein echtes, rechtes kleines Landhädtdchen. Die Straßen breit, die Häuser eins, die und da zweifüßig, ohne jede Eigenart. Allwärts kleine Stranbläden. Die vor den Thüren ausgehängten Kleidungsstücke waren mit stehenden an den Thüren besetzt. Vermuthlich war ganz Kempen beim Mittagessen, denn die Straßen waren wie ausgestorben.

Blüthlich schien der Kutscher aus der Apathie, in der er während des ganzen Weges auf dem Bode gefessen hatte, zu erwachen. Er regte sich, hob die Peitsche und zielte damit nach einem Gebäude, das, ein Patrizier unter seinen bescheidenen Nachbarn, mit seiner neuangestrichenen Front einen mähig großen, schattenlosen Platz beherrschte.

„Da wohnt die Frau Goldstein.“

Die Spag zeigte sofort Leben und Neugier und fing an zu fragen.

„Wo?“

„Da.“

„In dem größeren Hause?“

„Ja, da, — da — da sieht sie ja gerade aus dem Fenster.“

Wir sahen eine recht behäbige Erscheinung in

einer bläulichen Taille in dem Fenster liegen, deren Gesichtszüge wir nicht deutlich zu erkennen vermochten.

„Ach glaube, die ist imposant,“ flüsterte die Spag.

„Sehen Sie alle die Lichter?“ Die Peitsche sente sich wieder wagrecht nach jenem Hause. „Sie will heut abend illuminieren.“

„Illuminieren?“

„Herrn Meccerino zu Ehren. Der Cohn hat gesagt, er war's so gewohnt auf Konzertreisen, hat er gesagt.“

Die Spag stieß mich mit dem Ellbogen an.

„So 'ne Klause! — Wenn Meccerino hier nur nicht überschmapp, Hagemännchen.“

Ich mußte lachen.

„Sie giebt auch 'n großes Fest, zu Ehren der Künstler. Der Levison ist extra dazu hergekommen.“

„Der vom Hofmarkt?“ forchte Spägchen.

„Natürlich.“ — Er drehte sich jetzt beinahe die Halswirbel aus, um sich mit der Spag zu unterhalten.

„Sie kennen den Levison wohl persönlich?“

„Nur von Ansehen.“

„Kennen Sie auch den Joel?“

„Nein.“

„Der die Mirjam hat?“

„Nein.“

„Gott der Gerechte, wie ist's möglich! Der Joel wohnt doch auch in Breslau! Das ganze Vermögen der Frau Goldstein — wie heißt — das ganze Geld von ganz Kempen steht bei Joel und Levison. Und bei Joel kennen Sie nicht mal?“

Er murmelte noch weiter vor sich hin. Er schien es nicht fassen zu können, daß ein Mensch, der in Frau Goldsteins Equipage fuhr, die Sippchaft der Goldstein nicht persönlich kannte.

„Nicht will sie den Levison.“

„Wer?“ unterbrach die Spag fogleich.

„Die Goldstein. Sie will jetzt die Glasphira mit dem Levison verheirathen.“

„Gi gar! — Wer ist denn Glasphira?“

„Ihre Nichte, die seit zwei Jahren wieder bei ihr ist.“

„Wo war sie denn vorher? — Das ist nämlich der verunglückte Student,“ flüsterte sie mir interessiert zu.

„In Warschau bei der Prosfauer.“

„Wer ist die Prosfauer?“

Wieder das namenlose Stammen des guten Alten.

„Wie heißt? Sie haben noch nichts gehört von der Prosfauer? Das war die Schwester der Goldstein. Die Goldstein wollte die Glasphira mal los sein, da hat sie die Prosfauer für drei Jahre übernommen und hat sie gehalten wie ihr eigenes Kind und hat ihr lassen geben Musik und Tanz, und sie ist wiedergekommen als 'ne große Schönheit.“

„Warum ist sie denn wiedergekommen, wenn's ihr dort so gut ging?“

„Weil die Prosfauer gestorben ist.“

„Om. Und nun soll sie durch den Levison versorgt werden?“ Spägchen schüttelte sich. „Na — ehe ich den gräßlichen alten sterl nähme, eher sprang' ich ins Wasser.“

„Nicht!“ — Ich legte ihr rasch die Hand auf den Mund.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Sie will ihn auch nicht. Sie hat 'nen Künstler im Sinn.“

„Einen Künstler?“ echote die Spag und spitzte die Ohren.

„In den sie in Warschau sich ganz vernarrt hat.“

Ich fühlte plötzlich meine Hand umklammert.

„Hagemännchen,“ stieß die Spag tonlos aus und ward bleich, „Hagemännchen, das ist's. Das ist der Anlaß dieser Konzertsfahrt. Meccerino war vor zwei Jahren vier Wochen in Warschau.“

„Sehen Sie doch nicht gleich Geistesfick!“

„Hagemännchen... ich dacht's gleich, daß hinter dieser vermaledeiten Expedition nach Kempen was steckt.“

„Da wär' er doch heut besser allein gefahren,“ versetzte ich einfach.

„Können Sie das wissen? Das richtet sich doch ganz nach den Verhältnissen. Oft ist gerade so 'n öffentlicher Madan wie geschaffen als Deckmantel für Liebesaffären.“

„Ich verstehe nicht —“

„Das allgemeine Interesse wird dadurch abgezogen; man kann sich unbeobachtet sprechen, sich vielleicht gar heimlich beiseite schleichen... Sie thun doch gerade, als ob Sie noch in den Windeln stecken.“

Der Kutscher hatte unterdessen vor sich hingedroselt. Jetzt drehte er sich wieder um.

„Die Glasphira haben Sie doch wohl gesehen?“ begann er.

„Nein,“ versetzte Spägchen glühend, „wo war sie?“

„Auf dem Bahnhof. Sie stand da unter den Leuten. Die im weißen Kleide.“

Wie von der Tarantel gekochen, fuhr Spägchen auf: „Herr, du meine Güte — der Zieraffe! — Jetzt ist mir alles klar! — Kutscher, hielt die nicht Rosen in der Hand?“

„Sie hat sie dem Herrn Meccerino zugeworfen.“

„Wie geschlagen fand Spägchen in das Wagenpflöster zurück: „Ach sage Ihnen,“ stöhnte sie, „diese Konzertsfahrt ist ein ausgefeimtes Vabensstück.“

„Haben Sie auch den Stiensenzwig gesehen?“

„Nein,“ sagte ich, obwohl mir Kempens Bürgerschaft gänzlich gleichgültig war, während die Spag unablässig vor sich hinstarrte und nichts zu hören schien.

„Er war auch auf dem Bahnhof. Er stand hinter ihr —“

„So ja.“

Der Wagen hielt vor dem Hotel.

IV.

Vor der Thür des Hotels standen Cohn und Meccerino in lebhaftem Gespräch.

„Sie können gleich in diesem Wagen fahren,“ sagte Cohn, ehe er eilte, uns den Schlag zu öffnen.

„Nein, kein.“ versetzte Meccerino, lehnte sich beunem gegen die Hausthür, steckte die Hände in die Hosentaschen und rüff den Himmel an, der ihn nicht zu blenden schien.

„Ergebenster Diener, meine Damen, ergebenster Diener. — Kopfa — kopfa. — So. — Na, Willibald, lassen Sie sich geben ein gutes Wort. Fahren Sie zu ihr. Sie erwartet von Ihnen einen Besuch. Sie hat geborgt den Flügel gratis. Sie müssen sich bedanken...“

„Ich werde den Teufel thun!“

„Sie werden erzählen die Frau Goldstein, sag' ich. Sie erwartet, daß die Künstler kommen zuerst zu ihr.“

„Da hat sie Tinte getrunken! Ich hätte viel zu thun, wenn ich vor meinen Konzerten bei allen dunkeln Größen herumlaufen sollte.“

„Gott, du Gerechter, die Frau Goldstein 'ne dunkle Größe! Willibald, sind Sie bei Trost! Das hat der Kutscher gehört! Der sagt's ihr wieder.“

„Kann mir gleich sein,“ murmelte Meccerino.

„Ich habe der Goldstein nicht den Hof zu machen.“

Cohn zuckte die Achseln und lächelte ein bedauerliches, hilfloses Lächeln. Er that mir leid, ringsum wo anders als in Kleinstädten ist die Arroganz der Honoratioren so einflußreich und ausschlaggebend.

Ich hatte das Gefühl, als ob Cohn sich vor Frau Goldsteins seines der hier sibiischen Form entbehrenden Freundes schäme.

„Wenn Sie es für höflich erachten, Herr Cohn, so wollen wir Damen —“

„Macht sie sich nichts draus; macht sie sich nichts draus. Auf die Verhältntheit kommt's ihr an. 's soll heißen, der Meccerino, der verflümte Sängler, ist gewesen bei der Frau Goldstein und hat ihr gemacht seinen Besuch, weil sie hat geborgt den Flügel gratis.“

Meccerino schien taub.

Cohn wandte sich an den Kutscher.

„Du, Sulez, sag der Goldstein, die Künstler wären angekommen. Heut abend würden sie sich einfinden — sie hat Sie nämlich alle eingeladen,“ warf er uns zu. „Aber eine Visite stünde Herrn Meccerino nicht an.“

„Nein — lassen Sie ihr kurz und bündig sagen: ich wolle nicht. Waha.“

Sulez nickte. Mir erschien es sehr wahrscheinlich, daß er weniger Cohns Bestellung ausdrückte, als einen Widerspruch des Zwiesgesprächs mit Meccerino von sich geben würde.

Langsam, wie er gekommen, fuhr er dahin.

Jetzt stürzte die Spag auf Meccerino los.
 „Sie sind erkannt!“ schleuderte sie ihm mit fo furchtbarer Ueberzeugung ins Gesicht, daß Meccerino, selbst wenn er der reinste Engel unter Gottes Firmament gewesen wäre, sich eines ahnungsvollen Schuldgefühls für einen Augenblick nicht hätte erwehren können. Der Schreck der Ueberraschung allein schon ließ ihn erröten.

„Ich — wie? —“ stammelte er.
 „Zeit wann kennen Sie die — die —“ sie mußte sich einen Moment besinnen. Plötzlich schoß ihr der Name durch die Erinnerung. „Die Glassphura!“

„Nun? Was? — Stenn' ich nicht.“
 „Ausrede! — Wo haben Sie die Rosen?“

„Sie sind ja so in Rage, Spagchen!“
 „Wo Sie die Rosen haben, frag' ich.“

„Wollen Sie dran riechen?“
 „Nun?“ — Ein Defektiv kann sich einer solchen Bohrtast des Auges nicht rühmen, wie sie bei diesem „Nun“ die Spag entwickelte.

„Ich habe sie —“
 „Versteht, natürlich!“
 „Im Wagen vergessen,“ sagte er im Tone des Bedauerns.

„Vergessen?“ — haha. So etwas vergißt man nicht. Soll ich Ihnen zeigen, wo Sie sie haben? — Hier auf dem Herzen.“

Damit sah sie sein Jackett mit je zwei Fingern und küßte es so, daß man den vollen Anblick seiner weißen Biquéveste samt Chemisett und Verloete genoh.

„Meiner Drache,“ küßte er ihr mit plötzlicher innerer Erleuchtung ins Ohr. „Sie sind wohl gar eifersüchtig?“
 Schmollend ließ sie sein Jackett fahren, drehte sich um und eilte mir nach auf das uns angewiesene Zimmer. Dasselbe war etwas niedrig, etwas heiß und etwas dunkel; aber es war da ein Sofa, ein Sessel, zwei reinbelegene Betten und alles, was man sonst zu einem Nachtquartier nicht gern entbehrt. Auch unsere Stoffe begrüßten uns schon vertraulich.

Die Spag riß ungeduldig ihren Stoffschlüssel aus dem Metzetäschchen und machte sich ungesäumt ans Auspacken. Unter zornigem Philosophieren zerriß sie eine neue meergüne Stanzertollette, die in Kewpen zum erstenmal paradiereu sollte, nebst dem unteren Zubehör und allen Verschönerungsutensilien aus dem Koffer.

„Ich hab' es wirklich nicht für möglich gehalten,“ vüßte sie, indem sie unter Verrentungen des rechten Armes den geschlossenen Rockbund an einem Bildernagel zu befestigen sich bemühte, „daß hier in dem abgelegenen Neste Taunshäuserische Bemuse aufstauden würden, die den entzündlichen Meccerino mit Rosen bombardieren!“

„Es war doch nur eine,“ verbesserte ich beäufstigend.

„Das ist gerade genug! — So eine Unverschämtheit! — Vor dem Stanzert! Wenn's noch hinterher gewesen wäre! Bei der Abfahrt läßt man sich so was gefallen! — Glauben Sie etwa, daß er sie nicht kennt? So was! Kennen wird er sie schon, und wenn er's ablenquet, dann flunkert er eben. — Und, passen Sie mal auf! Die Rosen will er sich trocken und sie zwischen seine Lorbeerkränze stecken und sich damit brüsten. Aber daraus wird nichts, mein Freundchen, haha! Die Rosen nehme ich dir weg!“

„Aber Spagchen!“
 „Auf einmal war sie ganz fidel und lachte herzlich. Ein merkwürdiges Geschöpf!“
 „Wech Stueppchen.“

„Das dürfen Sie nicht!“
 „Nicht dürfen? Nicht dürfen? haha! Das will ich sehen! Nicht dürfen! Ich sage Ihnen: Die Rosen nehme ich ihm weg!“
 Der Unterrock hing; sie griff nach der Klinke. Ein lustiges Lächeln, voller Spott, und hinaus war sie. Ich mußte sehen, was sie vorhatte, und

gepflasterten Hof in den Keller. Eine Menge Hühner folgte ihm bis ins Haus. Ein anderer Cohn, der mit einem nassen Lappen Schwein und Mäder reinigte, — es war derselbe, der Meccerino tuschiert hatte — tauschte mit einer malten Frau, die in der Nähe der ländlichen Plunne mit zitternden Händen Kartoffeln schälte, in halbblauer Stimme Bemerkungen aus. Sie trug auch Cohnische Gesichtszüge, die bei ihr wie aus Erz gemeißelt erschienen; ihre welfe Haut war leberfarben; das spärliche Vorderhaar hing in dünnen Strähnen über die Schläfen nieder. Sie hatte jene düster kackernden Augen, in denen geheimnisvoll der Funke der Leidenschaftlichkeit glimmt. So blüht unter schlaffen Vidern nur das Alter, das, ungebrochen durch ein mühseliges Leben, sein heißes Empfinden mit ins Grab nimmt.

Sie murrte in gebeugter Haltung vor sich hin, aber ich verstand sie, denn ihre Stimme war klar und kräftig.
 „Also sie war auf dem Bahnhof zu seinem Empfang?“

„Die Goldstein hat sie mit Rosen geschickt.“

„Wie heißt geschickt?“

„Der Idor hat ihr gesagt, daß der Meccerino gewöhnt wäre an groh-artige Quationen. Und da hat sie sie geschickt.“

„Wie hat er so listig dem Vogel den Stäfig geöffnet; er tann mühelos entweichen.“

„Stensewicz war auch auf dem Bahnhof.“

„Hast du mit ihm geredet?“

„Er hatte nur Augen und Ohren für die Glassphura. Er ist bei ihr geblieben und hat zu ihr gesprochen. Und sie hat auch zu ihm gesprochen.“

„Sie ist ein gebuldiges Kamm, das der rechte Herr entreichet dem Nachen seines Peinigers und des Wolfes,“ unterbrach ihn die Alte, und ihr Kopf mit den spärlichen grauen Haaren wackelte. „Möge seine Hand hart bleiben und sein Sinn gerecht, denn sie ist wie die Saat des Frühlings. Und ihre Sonne soll nicht untergehen.“

Sie nahm bei diesen Worten eine ehrwürdige Haltung an. Die arbeitenden Hände sanken für einige Minuten in den Schoß. Mit einem Ausdruck, der weiche, innere Regungen widerspiegelte, sah sie eine Weile sinnend vor sich hin ...

„Aron,“ sagte sie plötzlich und richtete sich momentan aus ihrer gebeugten Stellung auf, „die Trennung greift mir ans Herz. — Ist sie nicht gewesen freundlich zu mir, der alten Frau? Sie ist gekommen, mir zu erzählen, wenn ich milde und krank war. Sie hat mir gegeben zu essen und zu trinken, wenn ich schwach war. Sie hat mich gestügt und mir geholfen mit liebreichen sanften Händen. Sie hat mein Herz oft gelabt durch ihr Lächeln. Oftmals werd' ich noch gedenken ihrer jungen Güte. Nimm das weiche Tuch, das mich gewärmt hat im Winter bei großer Kälte, — es ist wie neu — und gib's ihr zum Dank, wenn sie dahinzieht. Und sage ihr meine Zuversicht: Wabehlich, der Gott Israels wird über ihr sein, denn der Vorn ihres Herzens ist lebendig. — Wer wird sie fahren?“

„Ich werde sie fahren.“

„Wer holt ihre Sachen?“
 „Was wird sie haben für Sachen? Ein Bündel — und den sprechenden Vogel. Der Jeremias holt's, wenn die Goldstein sitzt im Stanzert, und wenn der Levison verkauft seine Erfrischungen —“
 „Schmutz auf seinen Bart!“ stieß die Alte aus und spie in den Sand.

In diesem Moment erschien die Spag in der Hoffür. Ich sah gerade auf ihren bramen



Hugo Kauffmann: Apfeldiebs.

öffnete das Fenster. Drückende Schwüle wechselte mit dem kühlen muffigen Tapetendunst unsers Zimmers.

Unten in dem von Federvieh bevölkerten Hof stand die Gaulpage. Auf dem Rücken schimmerten poncefarbenen Meccerinos Rosen. Die Pferde waren bereits angespannt. Ein Cohnisches Familienmitglied — die Neulichkeit signalisierte ihn — nahm soeben die Guirlande ab und trug sie über den un-

Straußkopf nieder. Wahrscheinlich hatte sie noch ein kleines Schärmbügel mit Meccerino unterwegs ausgefodert.

„Ist das der Galasfater, in dem Herr Meccerino gefahren ist?“ rief sie und wies auf die alterschwache Halbbaife.

„Au gewiß,“ versetzte Aron verbindlich.

„Liegen etwa noch Aosen darin?“

„Ach, die von der Glasphyra?“

„Ja.“

Ganz Nempen wußte das bereits. Ich hatte das Gefühl, als könne diese Glasphyra sich nicht bewegen, ohne daß ganz Nempen darüber auch führe.

„Ich will sie haben.“

Der junge Mensch stieg auf den Tritt, langte nach dem ponceanfarbenen Häufchen und reichte es ihr. „Sie sind schon weit; aber im Wasser.“

„Au!“ rief sie aus, als sie hastig zugriff. „Da steck irgendwo eine infame Nadel!“

Jener schien erschrocken und wollte sich überzeugen. Aber sie machte sich schürtrads davon. Fast rampte sie die Urabne über den Haufen.

Die Alte machte eine Bewegung wie eine Schlange, die Feinde wittert.

„Die fährt ja daher wie 'n böses Unwetter,“ zischte sie der harmlosen Spas nach, und alles Ehrwürdige fiel mit einem Male von ihr ab.

Dann sank sie wieder zusammen und schälte weiter an ihren Startoffeln. Ich schloß das Fenster.

Triumphierend stürmte die Spas ins Zimmer.

„Sehen Sie, da hab' ich ihn!“

Sie schüttelte den Strauß wie eine Aegle.

Die Blumen hingen matt und weß, stumme Dulder dieser leidenschaftlichen Behandlung. Von den erschlafften Blättern sank der Staub der Landstraße. Wie ein Hauch erbebender Schmachtt ging's von ihnen aus.

„Und sehen Sie nur, Hagemännchen, solche Infamie! Hier, ein Streifen Papier um die Stiele gewickelt! Die Nadel hoch mich.“

Vorsichtig rollte sie das zerreibbare Band ab.

„So macht man Liebeserklärungen,“ murmelte sie. „Das kennt man. Aber das verbitt' ich mir! — Na, hab' ich recht? Sehen Sie, hier auf der inwendigen Seite die kleine Schrift? stamm zu lesen!“

Sie glättete das längliche Stück Papier und verzehrte die Aufschrift mit den Augen.

Ich stand erwartungsvoll.

„Nun?!“ fragte ich endlich.

Enttäuscht hielt sie mir den Zettel hin. Ich nahm ihn.

Polnische Schrift.

Ich verzog amüßert den Mund.

Sie ergrimnte.

„Was Sie auch immer zu lachen haben, Hagemännchen! — Ist das freundschaftlich?“

„Aber so lassen Sie Meccerino doch thun und treiben, was er will,“ versetzte ich mit gut gespielter Harmlosigkeit. „Eigentlich geht Sie doch Meccerino mit seinem Liebestranke gar nichts an.“

Sie war einen Moment wie bestäubt durch diese Erwiderung. Dann brach's wie Flammen auf ihrem Antlitz aus. Sie fuhr auf mich zu und schlug beide Hände auf meine Schultern. Wie ein bissiges Stündchen zerrte sie mich her und hin.

„Was sagen Sie? Was sagen Sie? — Er geht mich nichts an? — Nichts an? — Ihre Blide funtelten. „Ob er mich nichts angeht! Ob! — Ich mag ihn leiden, sag' ich Ihnen — ich hab' ihn lieb! Freßen könnt' ich ihn, vor Liebe freßen! Und nun

sagen Sie noch einmal, sagen Sie noch einmal, er geht mich nichts an!“

Sie bohrte mir ihren funtelnden Blick ins Auge, daß mir wurde — ich weiß selber nicht wie.

Meine Antwort dauerte ihr viel zu lange. Sie schüttelte mich, mich, die ich sie um Kopfeshänge überragte und mir in diesem Moment vorkam wie

Sie ließ mich fahren, schlug ihre Hände vors Gesicht und bekam einen Heiserkrampf.

V.

Mit dem ominösen Zettel in der Hand erwartete die Spas Meccerino im Gastzimmer, wo der gebedte Tisch seinerseits auf uns wartete.

Meccerino kam, harmlos und unschuldsvoll; der reine Tugendengel. Er bußte nach allen Wohlgerüchen Arabiens, was in der fliegendurchschwärmten Gastzimmeratmosphäre recht wohlthuend beruhigte.

Die Spas hatte sich in Angriffspostur gesetzt.

„Hier!“

Der Zettel flatterte vor seiner Nase. Betroffen nahm er ihn — und stutzte.

„Ihr Sündenregister! — Erörten Sie nur!“ schleuberte sie ihm ins Gesicht und starrte ihn an. Wäre ihr Auge ein Brennglas gewesen, so wäre er unweigerlich in Flammen aufgegangen.

„Polnisch verwick' ich nicht,“ sagte er trocken und reichte ihr das corpus delicti zurück.

„Nicht? — Wer's glaubt! — Was wären Sie denn sechs Wochen in Warschau gewesen?“

„Im Gohieren an der Oper, kleine Unschuld.“ Er sagte sie aus Sinn.

„Bitte sehr!“ lehnte sie spit die Verträglichkeit ab. „Sie haben mir doch selber gesagt, daß Sie etwas Polnisch können...“

Er lachte halb verneinend.

„Natürlich, jetzt wollen Sie's ansehens dieses Liebesbriets leugnen. Haben Sie mir nicht gesagt, putsek! hieße komm — cukiernia hieße Konditorei und mojja kochanka hieße meine Geliebte?“

„Jawohl, mojja kochanka,“ versetzte er in zärtlichem Tone, „das habe ich Ihnen gesagt. Und das ist all mein Polnisch.“

„Sehn Sie wohl! Der Zettel wird wohl so ein Streich sein.“

Indem kam Gohn mit der Suppe. Ein halberwachsener Knabe mit einer Serviette im Arm, mit der er scheinbar schon acht Tage lang feuchte Teller abgewischt hatte, folgte ihm.

Wie ein Wirbelwind flog Späsgen auf Idor zu.

„Können Sie Polnisch?“

Best flatterte der Sündenbrief auch unter seiner Nase.

„Was werde ich nicht Polnisch können?“ versetzte er und stellte die Suppenterrine, aus der ein starker Duft von Gans und würzigen Küchenpflanzen stieg, vorsichtig auf den runden Tisch. „Hab' ich doch mit 'n alten Goldflein nur polnisch gesprochen. Der hat gar nicht Deutsch gekonnt. Idor, hat er oft gesagt, bin ich geboren in Russisch-Polen, werd' ich sprechen meine Muttersprache bis an mein seliges Ende. Die Salze mag sprechen deutsch und mag die Kinder erziehn auf deutsch; sie sollen weiterkommen im Leben...“

„Nun, wie heißt — er ist fünf Jahre tot, und die Goldflein spricht deutsch und hat versprochen, daß sie vor dreißig Jahren nur mit Polnisch über die Grenze gekommen ist, und die Myrjam spricht deutsch und hat 'n gebildetes Fräulein für die Kinder — ach ja, Sie wollen wissen, was das heißt?“

Er hob den Zettel, den er während seines Nebelstusses achtlos genommen, mit je zwei Fingern, als sei er fettig, vor die Augen.

„Gott, du Gerechter, wo haben Sie das her? — Das ist ja die Quittung über die Dschim-Dschims für den Herrn Volle, die ich hab' vor sechs Jahren dem alten Goldflein ansgeschrieben! Wo haben Sie das her?“



Hugo Kauffmann: Apfeldede.

der Niese Goliath gegenüber dem zierlichen David, und ihre Lippen zitterten.

„Sagen Sie noch einmal, daß er mich nichts angeht — und ich wünsche Ihnen, daß Sie nie in Ihrem Leben einen Mann bekommen! Und falls Sie doch einen bekommen, wünsche ich, daß er tausend Liebeshaften anzettelt, damit Sie nie zur Nabe kommen! Damit Sie wissen, wie einem zu Mut ist, wenn man liebt, unsinnig liebt und betrogen wird, schmähslich betrogen!“



Stein-Abbau bei Sina



Marktplatz bei Sina



Arbeiten im Feld



Arbeiten im Feld



Arbeiten im Feld



Arbeiten im Feld



Arbeiten im Feld



Arbeiten im Feld

Momentbilder aus Sina. Von Dr. A. Seck.

„Solle läßt übrigens grüßen,“ schaltete Mezerino ein.

Späzchen schämte sich, ich sah's ihr an. Sie würde gewiß geküßert haben, wenn ihr irgend eine passende Ausflucht eingefallen wäre. Aber nach dem Verhör mit Mezerino konnte ihr wirklich nichts Passenderes als die Wahrheit einfallen.

„Um die Stiele der Rosen war's gewickelt,“ gab sie etwas kleinlaut zu.

„Werden sie gewesen sein nach, hat die Goldstick gefächelt für Gasphyras Handschuh — hat sie genommen aus der Schublade ein altes Stück Papier — war's die Schnittung über die Dschim-Dschims.“ Er hielt Späzchen den Zettel wieder hin. „Sie ist übrigens verjährt.“

Späzchen halte das Papier zur Angel und feuerte es auf Mezerino.

„Für Ihre Frechheit!“ lachte sie. Er hob den Ball an und revanchierte sich.

Mehrere Male slog der Ball hin und zurück. „Daß er nur nicht in die Suppe fällt,“ sagte Gohn ängstlich.

Auf diese indirekte Juvvite hin setzten wir uns mit Jakob Gohn zu Tisch. (Schereung folgt.)

Ein bürgerlicher Sausbalk in Paris.

von Eugen v. Jagow.

Es fehlt auch in Paris nicht an jenen modernen Häusern, die man als „maisons de demain“ bezeichnet hat — Mietentaten mit 30 bis 35 teuren Wohnungen und mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet — aber sie sind erheblich seltener als in Berlin, mit dem ich im folgenden wiederholt kurze Vergleiche anstellen werde. Ein Berliner Vermieter, dem ich kürzlich die Wunder der sie und da übrigens recht fleißigst annehmenden Seiweltnacht zeigte, blieb vor einer ganzen Gruppe alter, von der Zeit und vom Raub geschwätzter Häuser stehen und meinte: „So etwas geht's bei uns doch gar nicht mehr. Bei uns hat das Haus nur eine kurze Lebensdauer, und ohne Bedenken legt man es nieder, um das neue den modernsten Ansprüchen des verfeinerten gesellschaftlichen Lebens anzupassen. Das hat doch viel für sich, wenn ich auch nicht verstehe, daß der Pariser, der den Gebäuden die Zeit läßt, eine Geschichte zu haben, pietätvoller ist und der Stadt durch die Ueberlieferung eine eigenartige Anziehungskraft verleiht.“ Kurzum, Paris hat noch viele alte Wohnhäuser, und in sie will ich die Leser führen, weil nur in ihnen ein bürgerlicher Sausbalk zu finden ist. Sie sind meist aus dauerhaften Sandstein gebaut, der in den Steinbrüchen der Umgegend billig zu haben ist, und glänzen vornehmlich durch die Abwesenheit einer vornehm thöneren, aber unchten Ornamentik, die die meisten Berliner Nachbarnbauten verunstaltet. Sie sind zwar nicht herrlich anzusehen, und auch die Architektur ihrer Innenräume nicht nicht zu blenden, aber wohlthäter als die deutschen Reichshauptstadt sind sie jedenfalls. Der verlässbare Mann ist zweifelslos vermehrt. Man legt weniger Gewicht auf die Prunkhülle, aber dafür sind Speise- und vor allem Schlafzimmer, mit Kessel zu lagern, eben höher. Die französischen Könige und Königinnen empfingen im Schlafzimmer; viellecht erklärt sich dessen Pönn aus der Ueberlieferung. Jedenfalls kommt sie der Gesundheit zu gute. Man erwartet diese Zimmer nicht, um keinen Centen Sand in die Augen zu streuen, und da, wenigstens in dieser Beziehung, das Wort égalité kein leerer Schall ist, so unterscheidet sich die Wohnung des vierten Stodes wenig von der des über dem niedrigen und unthönen Entreehof gelegenen ersten, wie denn auch die gedarrtrotatrische Berliner Treppe, die in weißem Marmor mit Kronengeländer beginnt, um hölzernen und ohne Teppich zu enden, in Paris so gut wie unbekannt ist.

In der Möblierung herrscht weniger Stilmong als beispielsweise in München; Louis XV. und Louis XIV. vertragen sich darin oft vortrefflich mit dem Empire, und die Schlafzimmer zeichnen sich wiederum auch durch ihre behagliche Einrichtung aus — bringt man darin doch fast den dritten Teil seiner Lebenszeit zu! Wohlverstandene spreche ich hier nur von dem Haushalt des besseren Mittelstandes, denn in den Wohnungen reicher Leute, die tout Paris empfangen, herrscht eine solche Ueberladung, ein solcher Pönn, daß Mar Nordau in seiner berühmten „Entartung“ von ihnen behaupten durfte, sie seien zugleich Theaterdekorationen und Kumpfsammlern, Trödelhuden und Muffen, was übrigens keineswegs nur für Paris gilt, sondern eine internationale Gesichtsverwirrung ist.

Weder gehören ja auch die Dienstboten zu einem bürgerlichen Sausbalk, ohne daß man freilich von ihnen behaupten könnte, daß sie ihn verschönern. Die Klage über sie ist in Frankreich ebenso häufig wie in Deutschland. Die Frage, welches der beiden Völker die fähigsten Dienstboten und — die beste Küche hat, will ich offen lassen. Der

Leser weiß ja ohnehin, was „französische Küche“ ist, und mag daher selbst entscheiden. Beachtung verdient dagegen die Jenteileitung, weil sie auf den geselligen Verkehr und seine Pranke den größten Einfluß ausübt. Berlin hat da von Paris schon manches gelernt, aber lange noch nicht alles Nachahmensewerte. Es ist eben zu schnell Weltstadt geworden, als daß es mit einem Schlage zu einem Gleichmaß der Lebensführung hätte gelangen können, der bei der älteren Weltstadt das Ergebnis einer Jahrhunderte währenden, sich organisch vollziehenden Entwicklung ist. Paris hat allgemein gleiche Stunden für die beiden Hauptmahlzeiten, während man in Berlin nie weiß, um welche Stunde man einen Besuch machen kann, ohne zu hören. Einladungen erfolgen fast immer nur zum Diner, dessen Beginn alle Jahrzehnt hinausgeschoben wird, was denn wiederum auf die Ueaterstunde zurückführt. Man reinigt sich dazu vom Staube des Tageswerks und des Bureau's, macht seine Toilette, und der Abend gehört, wenn der Gatte nicht den Gerale — meist eine Spielhölle — oder das Kaffeehaus betritt, der gemeinsamen anregenden Unterhaltung. Der englische five o'clock tea, der ein wenig an den Berliner Nachmittagskaffee erinnert, ist zwar in den vornehmen Pariser Salons längst die Regel, aber im bürgerlichen Haushalt doch nur noch eine Ausnahme.

Die Pariser Jenteileitung beweist übrigens, daß die Weisheit des englischen Sprichworts: „Zeit ist Geld“ auch an den Herrn der Seine gemindert wird. Die Dame des Hauses wendet ihre Zeit niemals durch den Empfang von „Antrittsbesuchen“, sondern sie läßt diejenigen, die ihre Karte bei ihr abgegeben haben, wissen, daß sie an dem und dem Tage empfängt, der, beiläufig bemerkt, nicht four fixe, sondern kurz jour oder moon jour genannt wird. Hier wird man den Gastgebern vorgestellt, den Gästen dagegen, oder vielmehr einigen von ihnen, nur auf besonderen Wunsch, was eine Unterhaltung mit den übrigen keineswegs ausschließt. Im Allgemeinen plant man mit ihnen viel unbesangener, da man nicht verpflichtet ist, sie auf ihren Stand und Beruf hin anzugucken. An Gesprächsthemen von allgemeinem Interesse fehlt es in einer Stadt wie Paris ja nie. Von einer großartigen materiellen Bewirtung, von einer „Abfütterung“ wie in Berlin, ist nicht die Rede; man ist der Unterhaltung wegen da und kann, wenn es einem beliebt, politischen Absicht nehmen und, der Abwechslung halber, an denselben Abend noch einen zweiten und dritten Salon aufsuchen, in denen andere geistige Interessen vorherrschen, beispielsweise literarische, künstlerische und politische, oder wo der Gesellschaftskath gelehrt wird. Nur in den vornehmen Gesellschaften hat die materielle Bewirtung unter dem Einfluß des Americanismus und seines Protentums eine Bedeutung gewonnen, die der französischen Ueberlieferung und dem Geist der Canerie durchaus nicht entspricht. Der schätzliche Franose liebt nach wie vor die kleinen Diner und laßt die Rekenpfortel.

Werden wir nun einen Blick auf die Kinder, die den Hauptbestandteil des bürgerlichen Haushalts bilden. Die Familie ist beiläufig nicht groß in Frankreich, wo das sprichwörtliche Jweifelhundert bald durch das Einfunderhundert ersetzt wird. Die französischen Ehepaare können in dieser Beziehung von ihren guten Freunden, den Russen, viel lernen. Wählen wir als Beispiel einen Haushalt mit einem Sohn und einer Tochter. Beide sind unter den Augen der Mutter aufgewachsen, die sie nach Kräften verärrtelt und unselbständig erhalten hat. Im übrigen aber ist die Erziehung des Knaben und des Mädchens sehr ungleichartig. Jener genießt außerhalb seiner Erziehungsanstalt eine verhältnismäßig große Freiheit zur Betreibung seiner Beschäftigung, dieses wird dagegen, wie bei allen romanischen Völkern, streng überwacht. Es ist wahr, daß die letzten Jahre die Sitten gewaltig verändert haben, was in erster Linie wohl der internationalen Frauenbewegung und der vermehrten Pflege des Sports, vor allem dem Jagerd mit dem weiblichen, niewohl männlich erscheinenden „costume cycliste“ zuzuschreiben ist. Früher war das junge Mädchen eine jener Namen, die wir aus dem Repertoire Eugen Scribes zur Genüge kennen; es war ätherisch, ichlag die Augen nieder und that, als wenn es nicht bis drei zählen könnte; heute giebt es sich, auch in bürgerlichen Kreisen, gern männlich und leotettiert mit einer, gemeinlich von dem Herrn Bruder erlernten Sprache, deren sich, wie neulich ein Gesellschaftler erklärte, ein Affe schämen würde. Nun, ganz so schlimm ist es nicht, Gop und Lacedau übertreiben bei der Zeichnung ihrer Roman- und Theaterfiguren, aber die Emanzipationslust besteht, das ist eine sittengeschichtliche Thatfache.

Ein Seitenstück zu diesem neuesten Mädchenideal bildet das des jungen Mannes in de siecle. Die Mutter lernte für ihn, um ihm die Schularbeit zu erparen, sie fand alles, was er that, reizend, sie nahm ihn gegen seine Lehrer, oft auch gegen den Vater in Schutz, sie bemerkt ihn auch noch, wenn er groß ist, nicht ihn von der Militärpflicht zu befreien oder ihn die drei Jahre Pariserleben aller Art zu erleichtern, sie folgt ihm wohl gar in die Garnison, ihren Gatten im Tische lassend, der sie für ein paar Monate entbehren kann. Und schließlich sucht sie dem Sohn auch die Frau aus, natürlich die reichste und reichste Mächtig. Denn im Hinblick auf diese ist er ja erzogen worden. Und zu welchem

Veruf? fragt der Leser vielleicht. In einem Beruf, der sichere, steigende Einnahmen verspricht, dagegen wenig Arbeit und gar keine Thatsucht erfordert. In der Wiege des französischen bürgerlichen Haushalts befinden sich in der That meist künftige Beamte; ist doch Frankreich das gelobte Land der Bureaufratte.

Höher war vom Vater nur städtig die Rede, und zwar aus dem guten Grunde, weil das sogenannte Familienoberhaupt das fünfte Rad im Wagen ist. Den Tag über weilt er außer dem Hause, in irgend einem Bureau oder sonst wo im Geschäfte, und wenn er müde heimkehrt, will er nicht den Schulmeister spielen. So ist er denn oft noch schwächer als die Mutter, und bildet er von dieser Regel eine Ausnahme, so sühnt es entweder zu Familienfeiern, die für die Erziehung der Kinder nicht gerade nützlich sind, oder er giebt, des Kampfes müde, nach, um nicht als Uraun verschrien und vom Sohn gelächelt zu werden. Das neue Ideal des französischen Familienvaters besteht überhaupt darin, der Freund, der Kamerad des Sohnes zu sein, das heißt, seine Vaterpflichten innerlich zu lassen und damit auch auf seine Vaterrechte zu verzichten. Das unfünfte Schlagswort „Kamerad“ ist ja, beiläufig bemerkt, auch im Verhältnis der Frau zu ihrem Manne jetzt im Schwunge und bedeutet ebenfalls Verzicht der Frau auf ihre natürlichen Rechte, einer Freiheit zuliebe, deren Ausübung sie um allen Zauber holder Weiblichkeit bringt.

Jenes unmaterielle Freundlichkeitsverhältnis zwischen Vater und Sohn nun hat zur natürlichen Folge, daß letzterer vor erlichem nicht den geringsten Anspott hat, das große Wort bei Tische führt, schlüpfrige Geschichten erzählt und seine Eltern „erzieht“, wenn diese nicht auf der Höhe der modernsten Weltanschauung stehen. Das Erzeugnis einer solchen gänzlich verkehrten Erziehung aber ist „der junge Mann“, wie man ihn im bürgerlichen Haushalt beobachten kann und in der modernen französischen Literatur unzähligemal abkonterfeit findet: verzärtelt, selbsthändig, arbeitsunfähig, charakterlos, klein und unentschlossen, er ist selbsthändig zu handeln hat, dümmelhaft, spottbüdlig und unfähig, sich für ein Ideal zu begeistern oder in die Tugend zu glauben. Daher auch jener achtmalige und spöttliche Ton im Umgang mit Frauen, der von dem der ehemaligen, sprichwörtlich gewordenen französischen Galanterie innerlich abhinkt und auf das junge Mädchen, das neben einem so gearteten Bruder aufwächst, geradezu wie Gift wirkt.

In unsern Bildern.

Wohl die räuberische von Zshakpeares Fremdengefallen ist E phelia, und sie hat D. Brentacotte zum Gegenstand einer wunderbaren Skulptur erwählt. Wie sehr zwar nur das Haupt der Unglückseligen und die Hand, die die zuletzt gepflanzte Nanne haltend, zugleich das Gemüth schuldig herauszusehen sucht — aber es mutet uns an, als sähen wir die ganze Gestalt, als fänden wir die Werke, mit der E phelia trotz ihres gestörten Sinnes vornehmend sich selber schaut:

„Das Mädchen mit mir Sance zu ichn, Gezeit mit Rosenzegen, Das unbekannt zum Grad nicht' genü Von Liebes wegen.“

Freßlicher Humor lächelt uns in Wilhelm Canje's „Regellub“ — von Herzen wünschen wir der Schönen, die eben die Angel weilt, alle neun! — und nicht minder heiter nehmen sich Hugo Kauffmann's „Apfel-diebe“ aus. Ein paar Kessel zu stehen ist am Ende keine Lohhunde, und so sei auch dem Bärschen oben im Baum ein ebenso glückliches Entweichen gegenü wie seinem kleinen Schwefelchen, das neckisch die Jammelle zu bemeyn weilt.

Wirktigsvoll bringt Frank Kirchbach in seinem „Gannmed“ den Schreden zum Ausdruck, der den Dürten haben erlöst, als er sich plötzlich vom Adler gepackt und in die Käste entführt sieht. Wir aber wissen aus der Mythologie, daß die Angste nicht lange währen, daß der Dürtenknebe zu hoher Ehre berufen war, und gern nennen wir noch heute jeden fremdlichen Randbischen nach dem Sohne des Teos, der im hohen Clump den Unterleiblichen Ambrosia vorsticht und dazu Nektar leobende.

In den besten Schilderern der jüngsten Weltstadt gehört unter den Malern Julius Jacob, von dem wir heute das Gemälde „Am Schöneberger Ufer in Berlin“ wiedergehen. Der Landwechselland (so heißt hier die Wasserstraße) dicht beiegt mit Stähen, an beiden Ufern ein Gedränge von Fußgänger und Wagen, und aber allem hundert der Eisenbahnung — das ist an dieser Stelle mit voller Kathedre das Wepräge des immer mächtiger emporeibenden, ralfidh schaffenden und ringenden, leider nicht immer gemüthlichen Neu-Berlin.

In der verführerischen Darstellung schöner Frauen können nur wenige Meister mit Morrad Kiesel wetteifern, wie er wieder mit seiner „Gloria“ beweist, die wir hier in einem mehrerhaltenen Holzstich vor Augen führen. Ein wenig nachdenklich bläst die Schöne herein, als prüfte sie den, der jetzt ihr naht — aber beneidenswert derjenige, den im nächsten Moment ein Lächeln voller Huld bestrahlt!

Leber Land und Meer

N^o 2.

— Aus Zeit und Leben. —



König Albert von Sachsen. König Humbert von Italien.



Freig. Leopold von Bayern in der Gefechtslinie.



Kaiser Wilhelm mit Suite. Lord Sondato.

Graf Rane.

König Humbert von Italien.



Generalmajor Graf von Schlieffen.



Kaiser Wilhelm, den Feind beobachtet, 10. September.



General von Krösigk, Kommandeur d. 2. Kavall.-Jgts., mit Esad.

Die großen Manöver bei Bomburg v. d. D. Nach Momentaufnahmen von Hofphotograph E. Jacobt in Metz.

1898 (No. 70).

Jährlich 32 Nummern — A 11. —

